

Nummer 36
August 2016



ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Hochschule Niederrhein
University of Applied Sciences



Sozialwesen
Faculty of Applied Social Sciences

FAUST

Hochschule Für Alte Und Studierende



Gasthörerprogramm Wintersemester 2016/17

Nehmen Sie am regulären Studienbetrieb der Hochschule Niederrhein teil! Studieren Sie zusammen mit den „normalen“ Studenten! Wählen Sie aus einer Vielzahl von Lehrveranstaltungen in zehn Fachbereichen in Krefeld und Mönchengladbach!

Fordern Sie kostenlos unser aktuelles Programmheft für das Wintersemester 2016/17 an!

www.hs-niederrhein.de/fb06/faust

Anmeldung: 05.09. bis 23.09.2016

Mönchengladbach: mo, di, mi, 09.00 - 12.00 Uhr
Fachbereich Sozialwesen
Richard-Wagner-Str. 101, Raum R 109

Krefeld: do, fr, 09.00 - 12.00 Uhr
Hochschule Niederrhein
Reinarzstraße 49, Raum B 220

Telefon: 02161 / 1865661 u. 1865637

NEW
Wir kümmern uns.

WIR BILDEN PERSÖNLICHKEITEN



■ Lena W.
Auszubildende
und Studentin

Bei uns muss man sich nicht zwischen Ausbildung oder Studium entscheiden, denn bei einem der besten Ausbildungsbetriebe der Region ist beides parallel möglich.

Wir kümmern uns um Ihre Perspektive:
www.new-perspektive.de



Das hilfreiche Alter hilfreicher machen! Helfen Sie mit!

Stiftung
ProAlter
für Selbstbestimmung
und Lebensqualität

Informationen unter: www.stiftung-pro-alter.de oder
02 21/93 18 47-31 **Spendenkonto:** Bank für Sozialwirtschaft
Bankleitzahl 370 205 00 · Kontonummer 8 17 27 00



2 EDITORIAL

WISSENSCHAFT & FORSCHUNG

- 4 Altern – zwischen Aktivität, Engagement und neuen Herausforderungen

DENKANSTÖSSE

- 16 Was Musik mit mir macht
22 Eigensinn – Ich möchte lieber nicht ...

GEDICHTE

- 3 Wolkenmaus
11 Sonett No 18
17 Nocturne
17 Wirbelwind
17 Ich fahre
17 Der wärmste Tag
20 Ich brenne
21 Im Kreis
31 Raschelblättervogel

KULTUR : BILDUNG : LEBEN

- 10 Meine Queen
12 William Shakespeare und die Vergänglichkeit
26 Poetry Slam?
29 Arachnophilie

ZEIT

- 14 Chinas Rückzug von der internationalen Seefahrt im Jahr 1433
18 Das Postwesen am Niederrhein bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges
24 Der flandrische Rambour
32 Liebeserklärung an eine verkannte Schöne

RAUM

- 34 Gefährliche Australier
36 Termiten – die großen Baumeister Australiens
38 Das Leben ist kurz – komm, lass uns tanzen

MUNDART

- 44 Texte von Irmgard van Wijk
46 Texte von Georg Nowak

48 IMPRESSUM

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER!

wenn Sie die Ausgabe 36 in Händen halten, dann ist es bereits Mitte August. Der Sommer mit seinen warmen lichtdurchfluteten Tagen neigt sich dem Ende zu und wir erwarten einen goldenen Herbst, der uns die bevorstehende Winterzeit mit dunkleren Tagen noch ein wenig verdrängen lässt.

Wie gerne bedienen wir uns dieser Metaphern, wenn wir an das Älterwerden denken. Aber passen diese allgemeinen Bilder vom Älterwerden, von alten Menschen noch in unsere heutige Zeit? Prof. Dr. Claudia Kaiser, neu berufene Professorin für Gerontologie am Fachbereich Sozialwesen, wird sich u.a. diesem Thema in unserem Magazin widmen, ihr Beitrag lautet „Altern zwischen Aktivität, Engagement und neuen Herausforderungen“.

Einen Einblick in die Kreativität der jüngeren Generation gibt uns Josée Hümpel-Langen. Sie stellt uns Helene Rogel, Poesie-Performerin, in einem Interview und mit ihren eigenen Texten vor. Ihre Poesieinterpretationen können Sie zudem live erleben. Am 14.9.2016 wird Sie im Rahmen der Semestereröffnung des FAUST-Gasthörerprogrammes ihre Kunst vorstellen. Nähere Infos unter www.hs-niederrhein.de/fb06/faust.

Spannend und wie immer vielfältig sind die weiteren Beiträge in unserem Magazin. Von Shakespeare bis Mundart finden Sie eine Auswahl von Themen, mit denen wir uns für diese Ausgabe beschäftigt haben.

Wir freuen uns sehr, dass Prof. Dr. Engelbert Kerkhoff, ehemaliger Chefredakteur unseres Magazins, seit diesem Heft wieder Mitglied unseres Redaktionsteams ist und uns mit seiner langjährigen Erfahrung unterstützt.

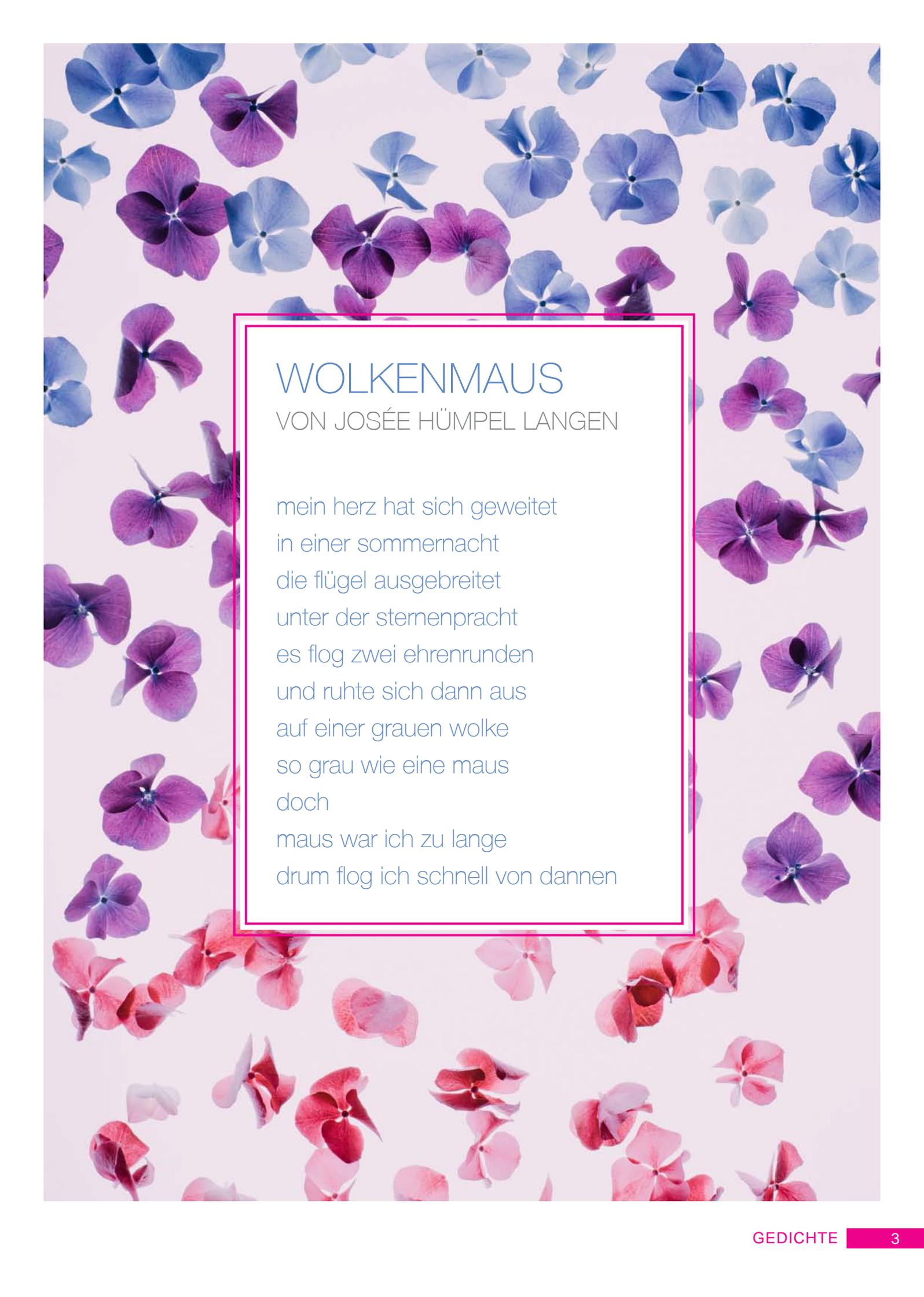
Nun bleibt uns noch, Ihnen viel Freude bei der Lektüre zu wünschen und auf einen warmen goldenen Herbst zu hoffen!

*Herzlichst
Sigrid Verleysdonk-Simons
und das Redaktionsteam Zwischentöne*

ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Fachbereich Sozialwesen, Kompetenzzentrum
„Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“
Hochschule Niederrhein



WOLKENMAUS

VON JOSÉE HÜMPEL LANGEN

mein herz hat sich geweitet
in einer sommernacht
die flügel ausgebreitet
unter der sternenpracht
es flog zwei ehrenrunden
und ruhte sich dann aus
auf einer grauen wolke
so grau wie eine maus
doch
maus war ich zu lange
drum flog ich schnell von dannen



VON CLAUDIA KAISER

PROFESSORIN
FÜR GERONTOLOGIE
AM FACHBEREICH SOZIALWESEN
DER HOCHSCHULE NIEDERRHEIN

ALTERN

ZWISCHEN AKTIVITÄT, ENGAGEMENT UND NEUEN HERAUSFORDERUNGEN

DAS ALTERN DER GESELLSCHAFT

Wir leben heute in einer alternden Gesellschaft. Immer mehr ältere Menschen stehen immer weniger jüngeren gegenüber. Der Anteil der über 60-Jährigen in Deutschland betrug Anfang des 20. Jahrhunderts nur 5%, heute sind es 25% und für das Jahr 2030 rechnet man mit ca. 35% der Bevölkerung, die das 60. Lebensjahr erreicht bzw. überschritten haben. Insbesondere die Gruppe der über 80-Jährigen ist weltweit die am stärksten wachsende Bevölkerungsgruppe. Doch von „Überalterung“ nur aufgrund der zunehmenden Langlebigkeit zu sprechen, wäre einseitig. Der demografische Wandel wird vor allem von einer „Unterjüngung“, d.h. dem Rückgang der Geburtenzahlen, befördert.

Ein neugeborener Junge hat heute eine Lebenserwartung von 78 Jahren, ein neugeborenes Mädchen von 83 Jahren; eine heute 65-jährige Frau hat eine durchschnittliche weitere Lebenserwartung von etwa 21 Jahren, ein 65-jähriger Mann von knapp 18 Jahren (vgl. Statistisches Bundesamt 2016). Das heißt: wenn man heute in Rente geht, dann hat man noch knapp ein Viertel seines Lebens vor sich – bei besserer Gesundheit und höherer Kompetenz, als dies vor Jahrzehnten der Fall war.

Die häufig übliche Zweiteilung der Lebensphase Alter in sog. „junge Alten“ und – jenseits der 80 oder 85 Jahre – sog. „alte Alte“ ist dabei zunehmend problematisch. Manch einer ist schon mit 60 Jahren ein „alter Alter“, andere sind noch mit 90 Jahren „junge Alte“. Fest steht: Körperliche und seelisch-geistige Fähigkeiten sind keinesfalls an ein chronologisches Alter gebunden, sondern werden von biologischen und sozialen Faktoren, die während eines ganzen Lebens wirken, mitbestimmt. Alterszustand und Alternsprozess werden von vielen Facetten beeinflusst, von der eigenen Gesundheit, den Bildungserfahrungen, von der finanziellen und familiären Situation, aber auch von dem Altersbild und den Rahmenbedingungen der Gesellschaft.

AKTIVES ALTERN

Das Jahr 2012 wurde auf Vorschlag der Europäischen Kommission zum „Europäischen Jahr für aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen“ ausgerufen. Damit sollten die Mitgliedsstaaten, ihre regionalen und lokalen Behörden, die Sozialpartner, die Zivilgesellschaft und die Wirtschaft für den Wert des aktiven Alterns sensibilisiert und gleichzeitig darin unterstützt werden, aktives Altern zu fördern, das Potenzial der älteren Menschen für die Gesellschaft zu mobilisieren und es älteren Menschen zu ermöglichen, am sozialen und gesellschaftlichen Leben teilzuhaben, um ein selbstständiges Leben in Würde führen zu können.

Nach der Definition der Weltgesundheitsorganisation versteht man unter „aktiv Altern“ „den Prozess der Optimierung der Möglichkeiten von Menschen, im zunehmenden Alter ihre Gesundheit zu wahren, am Leben ihrer sozialen Umgebung teilzunehmen und ihre persönliche Sicherheit zu gewährleisten und derart ihre Lebensqualität zu verbessern“ (vgl. WHO 2002). Der Soziologe Alan Walker versteht „aktives Altern“ als „eine umfassende Strategie zur Förderung von Partizipation und Wohlbefinden im Alter, die sowohl auf individueller (Lebensführung), organisationaler (Verwaltung) und gesellschaftlicher (Politik) Ebene sowie in allen Lebensphasen angewendet werden soll“ (Walker 2010, S. 596).

VOM DEFIZITMODELL ZUM KOMPETENZMODELL

Die Forschung hat sehr viel zur neuen Sicht auf die Lebensphase Alter beigetragen. Lange Zeit wurden ältere Menschen einseitig nur als Hilfebedürftige angesehen, als passive Empfänger von Unterstützungsleistungen. Es dominierte das Defizitmodell des Alters. Bereits in den 1960er Jahren zeigten wissenschaftliche Studien jedoch positive Zusammenhänge zwischen Aktivitäten älterer Menschen und ihrer Gesundheit und Zufriedenheit. So fand

man bei Langlebigen überproportional häufig einen aktiven Lebensstil, der auf körperliches Training, auf vielseitige geistige Anregung achtet und das Zusammensein mit anderen Menschen schätzt. Weiterhin hat man ganz eindeutige Zusammenhänge zwischen einer hohen Lebensqualität im Alter und „dem Gefühl, gebraucht zu werden“ gefunden. Der Mensch braucht eine Aufgabe, die ihn zwar nicht überfordern, aber auch nicht unterfordern sollte (vgl. Lehr 2007; Lehr/Thomae 2000; Mayer/Baltes 1996). Altern muss somit nicht Abbau und Verlust, sondern kann in vielen Bereichen geradezu Gewinn bedeuten, eine Zunahme von Kompetenzen und Potenzialen, und damit auch eine Chance – sowohl für den Einzelnen als auch für die Gesellschaft (vgl. Kruse 2010).

ALTERN UND GESUNDHEIT

Gesundheit ist nicht nur das Fehlen von Krankheit. Unter Gesundheit versteht man – der gängigen Definition der Weltgesundheitsorganisation entsprechend – vielmehr „körperliches, seelisch-geistiges und soziales Wohlbefinden“. Ein hohes Lebensalter bei psycho-physischem Wohlbefinden zu erreichen, war von jeher der Wunsch der Menschheit. Schon vor mehr als 2000 Jahren empfahl bereits Hippokrates (460-377 v.Chr.) folgende Regeln für eine gesunde Lebensführung, die ein hohes Lebensalter garantieren: „Alle Teile des Körpers, die zu einer Funktion bestimmt sind, bleiben gesund, wachsen und haben ein gutes Alter, wenn sie mit Maß gebraucht werden und in den Arbeiten, an die jeder Teil gewöhnt ist, geübt werden. Wenn man sie aber nicht braucht, neigen sie eher zu Krankheiten, nehmen nicht zu und altern vorzeitig“ (Hippokrates, de articulis reponendis 56; zit. n. Müri 1962, S. 361).

In diesem Sinne wird Aktivität seit der Antike zu den wesentlichen Voraussetzungen für ein erfolgreiches Altern gezählt. Auch der Volksmund weiß: „Wer rastet, der rostet“, aber wissenschaftlich abgesichert waren diese Aussagen lange nicht. Heute haben wir

durch neuere Forschungen hinreichend Belege für die Richtigkeit dieser alten Einsichten: Auf den Wert der körperlichen Aktivität sowohl als Prävention und als Therapeutikum haben Wissenschaftler immer wieder hingewiesen. So steigern Bewegung und Sport die Gehirndurchblutung und beeinflussen die kognitiven Fähigkeiten positiv (vgl. Oswald 1996, Baumann et.al. 1999). Ebenso wichtig ist geistige Aktivität. Geistig aktivere Menschen, Personen mit einem höheren Bildungsstatus, einem breiteren Interessenradius, einem weitreichenderen Zukunftsbezug erreichen ein höheres Lebensalter bei psychophysischem Wohlbefinden als jene, die weniger Interessen haben, geistig weniger aktiv sind. Wir wissen zudem heute, dass das Gehirn bis zum Lebensende plastisch ist, d.h. dass Leistungssteigerungen, Lernprozesse und neuronale Selbstreparaturen auch im hohen Alter möglich sind. Wir wissen aber auch, dass dabei Übung und Gebrauch eine entscheidende Rolle spielen (vgl. Steinwachs 2011). Zugleich brauchen wir auch soziale Aktivität, den Kontakt zu anderen Menschen. Mit zunehmendem Alter schrumpft jedoch der Freundeskreis, mehr und mehr nahestehende Menschen sterben, es können leicht Einsamkeitsgefühle auftreten und das Knüpfen neuer Kontakte fällt ggf. schwerer.

ENGAGEMENT ÄLTERER MENSCHEN IN FAMILIE UND GESELLSCHAFT

Wohlbefinden im Alter hat auch etwas mit „Gebrauchtwerden“ zu tun. Solange Menschen noch im Berufsleben stehen, bieten sich meist gute Möglichkeiten, Bestätigung und Anerkennung zu finden, das eigene Wissen einzubringen und „dazuzugehören“. Auch die Sorge für die Familie kann diese Funktion übernehmen. Andere kümmern sich etwa um Nachbarn oder engagieren sich sozial und ziehen daraus die Bestätigung, gebraucht zu werden. Mit all dem tun ältere Menschen etwas für sich selbst, aber gleichzeitig auch für andere.

Auch wenn die Zahl der Haushalte, in denen drei oder mehr Generationen zusammenleben, stetig zurückgeht, und gleichzeitig die Zahl der Einpersonenhaushalte immer mehr zunimmt, so zeigt sich auf der anderen Seite, dass die Zahl der Generationen, die zeitgleich leben, angestiegen ist. Rund 20% der über 60-Jährigen haben Urenkel; ebenso viele haben noch einen lebenden Elternteil. Auch wenn die Familienmitglieder häufig an verschiedenen Orten leben, so belegen empirische Studien, dass die emotionale Verbundenheit, die Art und Häufigkeit von Kontakten sowie das Geben und Nehmen von Zeit oder Geld unverändert von einer hohen privaten Generationensolidarität zeugen (vgl. Vogel/Künemund 2010).

Aber auch in außerfamiliären Bereichen sind ältere Menschen aktiv. Vor Ort, in der Kommune, im Stadtteil, in der Nachbarschaft gibt es viele Bereiche des täglichen Lebens, die Raum bieten für das Engagement und den Einsatz von Seniorinnen und Senioren. Das freiwillige Engagement älterer Menschen reicht von Unterstützungsleistungen in der Nachbarschaft über Aktivitäten in Sportvereinen, Kirchengemeinden und Politik, in Kranken-Besuchsdiensten, Mentoren und „Paten“-Programmen in Schulen und Kindergärten bis hin zum traditionellen Ehrenamt (vgl. Simonson/Tesch-Roemer 2016).

Der Fünfte Altenbericht verweist jedoch zurecht darauf, dass „Bürgerschaftliches Engagement (...) nur dann geleistet werden (kann), wenn die eigene soziale Lage gesichert ist und eigene Ressourcen in den Dienst der Gemeinschaft bzw. Gesellschaft gestellt werden können. Für das Engagement und die Teilhabe älterer Menschen erfordert das, dass ihr Alterseinkommen, ihre Wohn- und Lebenssituation sowie ihr gesundheitlicher Zustand ein zufriedenes und abgesichertes Leben ermöglichen“ (Deutscher Bundestag 2006, S. 274).

PRÄVENTIVE UMWELTGESTALTUNG

Um älteren Menschen körperliche Aktivitäten, geistige Anregungen und soziale Teilhabe außerhalb der eigenen Wohnung zu ermöglichen, sind u.a. die Kommunen gefordert. Die Städte und Dörfer, die Zentren und Quartiere müssen altersgerecht gestaltet sein, damit ältere – auch mobilitätseingeschränkte – Menschen sich solange wie möglich selbst versorgen können und Zugang zu Bildungs- und Kulturangeboten, zu Sportveranstaltungen, Vereinen und kommunalen wie medizinischen Einrichtungen haben. Der Wohnungsbau und das Wohnumfeld sollten auf die veränderte Bevölkerungsstruktur und deren Bedürfnisse ebenso Rücksicht nehmen wie der Öffentliche Personennahverkehr. Der öffentliche Raum und Grünanlagen sollten anregend und sicher gestaltet sein, über ausreichend nutzbare Toiletten und Sitzgelegenheiten verfügen und frei von Stolperfallen sein. Eine so gestaltete Umgebung bietet Anreize für körperliche Bewegung, Anlässe für soziale Begegnungen und ermöglicht Selbstständigkeit und soziale Teilhabe.

ALTERN UND MIGRATION

Auch die Zuwanderungsbevölkerung altert. 2014 waren 1,6 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund 65 Jahre und älter. Nach Schätzungen wird ihr Anteil an allen älteren Menschen von derzeit rund neun Prozent bis 2030 auf rund 25 Prozent ansteigen. Ebenso wird sich die Zahl der Pflegebedürftigen mit Migrationshintergrund von 258.000 im Jahr 2013 bis 2030 auf 481.000 nahezu verdoppeln. Die beiden größten Gruppen der heutigen Seniorinnen und Senioren mit Zuwanderungsgeschichte sind zum einen als ehemalige Gastarbeiter aus den sogenannten Anwerbeländern und zum anderen im Rahmen der Zuwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland gekommen. Allerdings muss man bedenken, dass die Gruppe der älteren Migrantinnen und Migranten sehr viel heterogener ist: Während 2010 von den damals insgesamt knapp 1,5 Millionen Menschen im Alter von 65 Jahren und mehr mit Migrationshintergrund beispielsweise 262.000 Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion stammten, stammten 171.000 aus der Türkei, 130.000 aus Polen und 125.000 aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Rest kam aus einer Vielzahl weiterer europäischer und außereuropäischer Herkunftsländer (vgl. Schimany/Rühls/Kohls 2012).

Eine bürgernahe und verantwortungsvolle Altenhilfe muss alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen ansprechen und allen im Bedarfsfall gleichermaßen zugänglich sein, unabhängig von Bildung, sozialem Status oder Migrationserfahrung. Hierfür sind zielgruppenspezifische Maßnahmen notwendig. So ist das Bewusstsein für die Notwendigkeit des Abbaus von Zugangsbarrieren in der Altenhilfe in den letzten 10 Jahren deutlich gestiegen. Jedoch sind vielerorts bislang türkisch- und russisch-sprachige Seniorinnen und Senioren die primären Zielgruppen für Aktivitäten kultursensibler Altenhilfe.

Vor dem Hintergrund der Heterogenität der älteren Migrantinnen und Migranten stellt sich die Frage, mit welchen Maßnahmen auch die übrigen Migrantengruppen adäquat erreicht werden können.

Häufig wird in der Fachöffentlichkeit noch zu viel über diese Gruppe gesprochen und noch zu wenig mit ihr. Partizipatorische Ansätze treten nur langsam in den Fokus migrationssensibler Altenhilfe. Auch hier gilt es, in größerem Maße ressourcen-orientiert zu denken und zu arbeiten und beispielsweise das Engagement älterer Migrantinnen und Migranten in Familie, Nachbarschaft und Gesellschaft stärker in den Blick zu nehmen. Um mehr Chancengerechtigkeit im Zugang zu Unterstützungs- und Hilfeleistungen zu gewährleisten und bestehende Barrieren abzubauen, müssen die interkulturelle Öffnung der Altenhilfe weiterentwickelt und kultursensible und bedarfsgerechte Pflege- und Unterstützungsangebote weiter ausgebaut werden (vgl. Kaiser 2010).

FAZIT

Altern ist ein lebenslanger Prozess der Veränderungen. Das Augenmerk der Gerontologie und Altenhilfe sollte weit stärker auf die besonderen Ressourcen eines jeden Älteren gerichtet werden und es sollte – bei aller Akzeptanz der mit zunehmendem Lebensalter bzw. mit veränderter Lebenssituation gegebenen Grenzen – stets nach den noch verbliebenen Potenzialen und Chancen gefragt werden.

Solidarität zwischen den Generationen lässt sich zudem nicht verordnen, sie erwächst aus dem gegenseitigen Verständnis, aus der Fähigkeit der Einfühlung der Älteren in die Situation jüngerer Menschen und der Einfühlung Jüngerer in die Biografien und Lebenssituation Älterer. Ähnliches gilt vor dem Hintergrund zunehmender Vielfalt auch für die Solidarität innerhalb der älteren Generation. Um soziale und kulturelle Grenzen zu überwinden, sind Toleranz, Interesse und Neugier sowie Empathie

gefragt. Vor allen Dingen muss es mehr Gelegenheiten zu gemeinsamen Erfahrungen und gemeinsamen Aktivitäten zwischen Alt und Jung und zwischen Menschen unterschiedlicher sozialer und kultureller Herkunft geben.

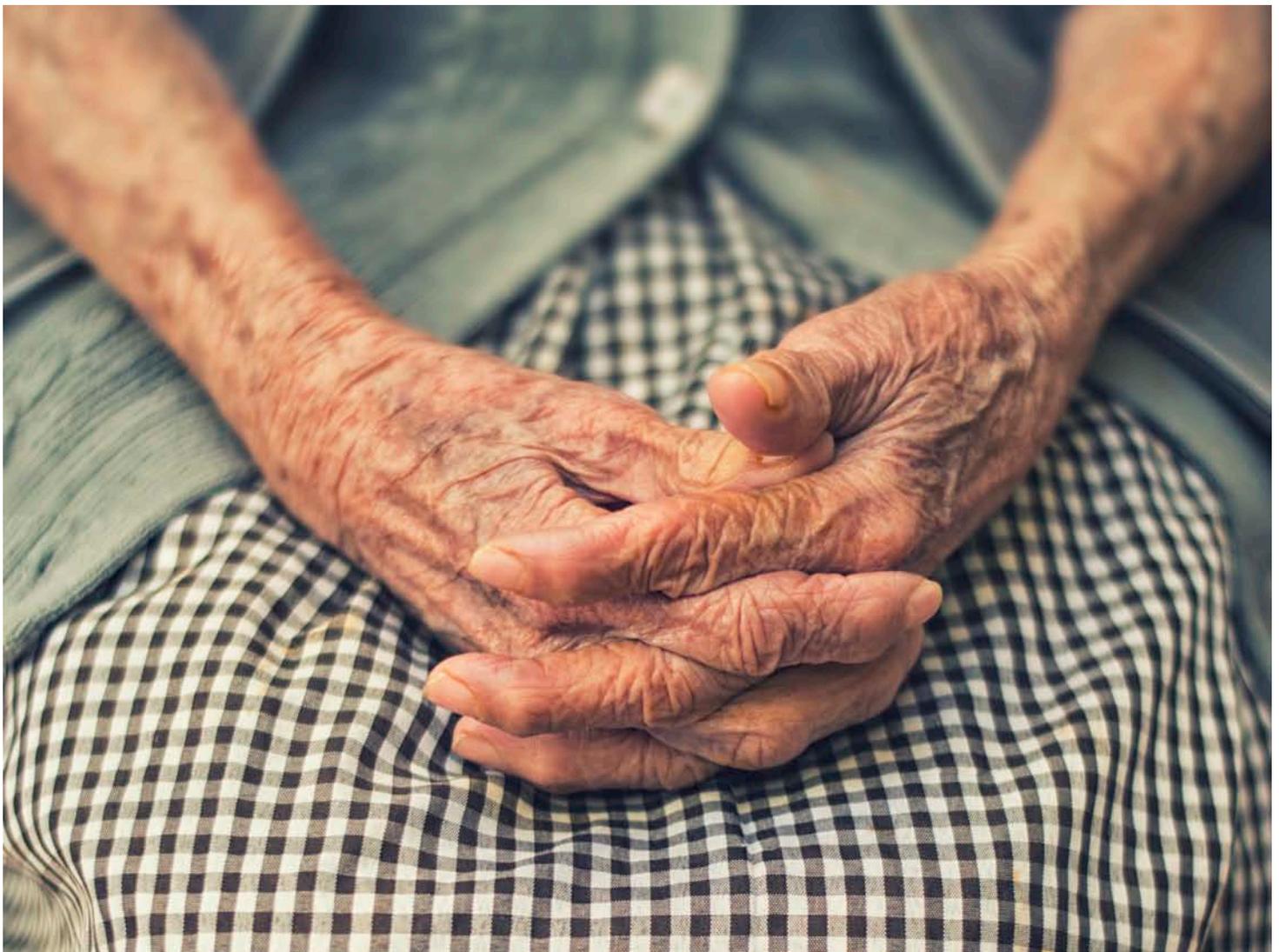
Anmerkung:
Der Beitrag basiert in Teilen auf Kaiser, C. u. U. Lehr (2012): Aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen – eine Einführung. In: Informationsdienst altersfragen Heft 1, S. 14-20.

ZUR PERSON

Prof. Dr. Claudia Kaiser ist seit Anfang 2016 neu berufene Professorin für Gerontologie am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Niederrhein. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gerontologie und Altenhilfe u.a. mit dem Fokus auf Gemeinwesenarbeit, alternsgerechte Stadt- und Quartiersentwicklung und Inklusion sowie auf gesundheitliche und pflegerische Versorgung älterer Menschen an der Schnittstelle von Alter, Vielfalt und sozialer Ungleichheit. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Claudia Kaiser studierte Diplom-Geographie, Soziologie und Rechtswissenschaften an der Philipps-Universität Marburg und der University of Aberdeen (Schottland) sowie Diplom-Gerontologie mit dem Schwerpunkt Management und Sozialplanung an der Universität Vechta. Sie schloss ihre Dissertation an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg mit einer empirischen Untersuchung zum Thema „Transnationale Altersmigration in Europa. Soziogeographische und gerontologische Perspektiven“ ab.

Als wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten Halle-Wittenberg und Vechta war sie viele Jahre sowohl in der Lehre als auch in der Drittmittelgeförderten Forschung tätig. Seit 2010 arbeitete sie als Referentin für Gesundheits- und Pflegepolitik bei der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen e.V. (BAGSO), leitete u.a. das partizipativ ausgerichtete bundesweite Projekt „NASCH DOM – ein Projekt zur Verbesserung der Versorgung russisch-sprachiger Demenzkranker“ und übernahm parallel Lehraufträge an verschiedenen Universitäten und Hochschulen.



LITERATUR:

// Baumann, H.; Oswald, W. D. u. Hagen, B. (1999): Bedingungen der Erhaltung und Förderung von Selbstständigkeit im höheren Lebensalter. In: Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie, S. 227-244.

// Deutscher Bundestag (2006), Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft – Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. BT-Drucksache 16/2190.

// Kaiser, C. (2010): Ältere Migranten und Demenz: Versorgungssituation, Handlungsbedarf und erste Modellprojekte. Saarbrücken: VDM Müller.

// Kruse, A. (Hrsg.) (2010): Potenziale im Alter – Chancen und Aufgaben für Individuum und Gesellschaft. Heidelberg: AKA.

// Lehr, U. (2007): Psychologie des Alterns; 11. überarbeitete Auflage (1.A.1972), Heidelberg/Wiesbaden: Quelle u. Meyer.

// Lehr, U. u. Thomae, H. (2000): Psychologie des Alterns, 9. Auflage (1.A.1972), Wiebelsheim: Quelle u. Meyer.

// Mayer, K. U. u. Baltes, P. B. (1996): Die Berliner Altersstudie. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften: Forschungsberichte Bd. 3.

// Müri, W. (1962): Der Arzt im Altertum. München: Heimeran.

// Oswald, W. D. (1996): Kognitive Leistungsfähigkeit. In: Ettrich, K.; Lehr, U.; Oswald, W. D.; Roether, G. u. Rudinger, G. (Hrsg.). Bericht über den ersten Untersuchungsabschnitt der interdisziplinären Langzeitstudie über die Entwicklung im Erwachsenenalter (ILSE). Heidelberg: DZFA.

// Schimany, P.; Rühl, S. u. M. Kohls (2012): Ältere Migrantinnen und Migranten. Entwicklungen, Lebenslagen, Perspektiven. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Forschungsbericht 18.

// Simonson, Julia; Vogel, C. u. C. Tesch-Roemer (Hrsg.) (2016): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Freiwilligensurvey 2014. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen.

// Statistisches Bundesamt (2016): Lebenserwartung in Deutschland. Durchschnittliche und fernere Lebenserwartung nach ausgewählten Altersstufen. (<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Sterbefaelle/Tabellen/LebenserwartungDeutschland.html> - abgerufen 23.06.2016)

// Steinwachs, K. C. (2011): Kognitive Plastizität und Demenzentwicklung im Alter aus interdisziplinärer Sicht. Berlin, Münster: Lit.

// Vogel, C. u. Künemund, H. (2010): Familiäre Generationenbeziehungen – Befunde sozialwissenschaftlicher Studien. In: Psychotherapie im Alter. 7, S. 289-301.

// Walker, A. (2010): The Emergence and Application of Active Ageing in Europe. In: Naegele, G. (Hrsg.): Soziale Lebenslaufpolitik. Wiesbaden: VS Verlag, S. 585-601.

// WHO (2002): „Aktiv Altern: Rahmenbedingungen und Vorschläge für politisches Handeln“, Genf.

MEINE QUEEN

90 WÖRTER

ZU IHREM

90. GEBURTSTAG

VON ELKE ROOB



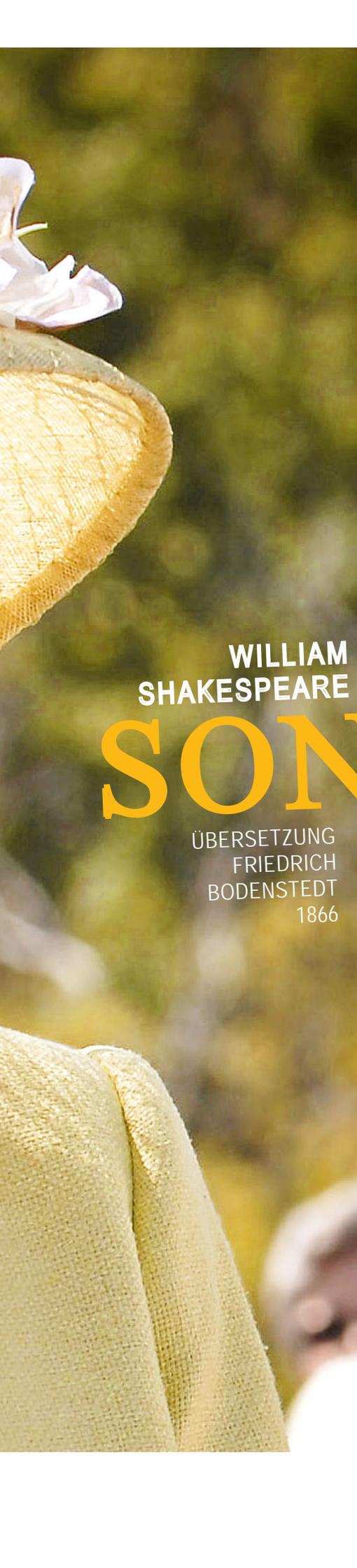
EII R

Meine Queen und ich haben dieselben Initialen. Meine Fünftklässler überlegten stets angestrengt, wie Elizabeth mit Nachnamen heiße, und waren enttäuscht, dass das R für Regina, also Königin, steht.

Dass ihr „Logo“ E I I R ist, war ihnen hingegen sofort einsichtig, da E I R natürlich mir, ihrer Englischlehrerin, vorbehalten war.

Meine Queen sitzt seit 64 Jahren auf dem britischen Thron, so lange, wie ich lebe. Sie hat auch am selben Tag Geburtstag wie ich, will ihn aber offensichtlich nicht mit mir teilen, denn statt am 21. April feiert sie im Juni.

**Congratulations,
Her Majesty!**



WILLIAM
SHAKESPEARE

SONETT No 18

ÜBERSETZUNG
FRIEDRICH
BODENSTEDT
1866

Shall I compare thee to a summer's day?
Thou art more lovely and more temperate;
Rough winds do shake the darling buds of May,
And summer's lease hath all too short a date;

Sometime too hot the eye of heaven shines,
And often is his gold complexion dimm'd;
And every fair from fair sometime declines,
By chance or nature's changing course untrimm'd;

But thy eternal summer shall not fade,
Nor lose possession of that fair thou ow'st;
Nor shall Death brag thou wander'st in his shade,
When in eternal lines to time thou grow'st:

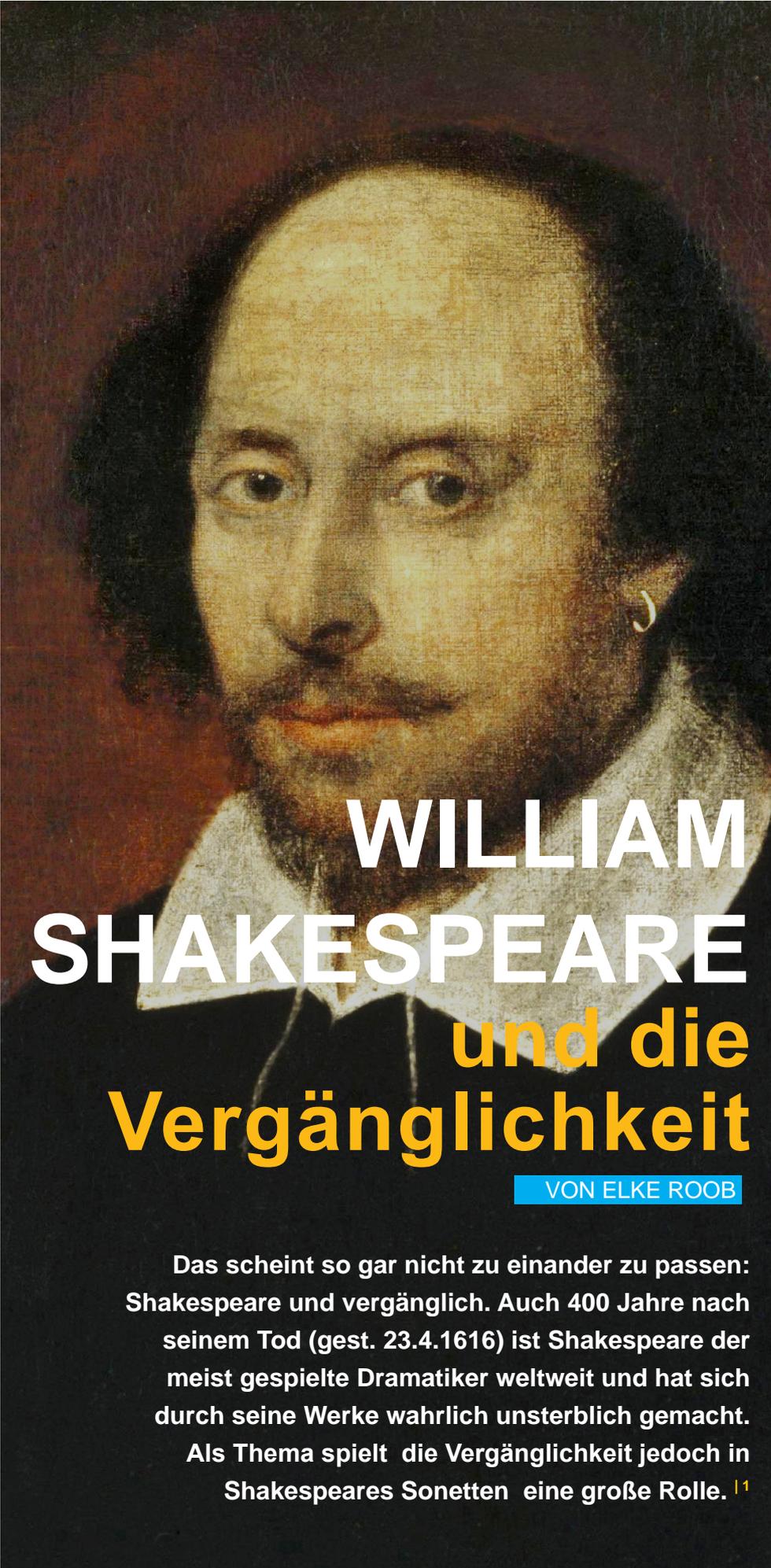
So long as men can breathe or eyes can see,
So long lives this, and this gives life to thee.

Soll ich Dich einem Sommertag vergleichen?
Nein, Du bist lieblicher und frischer weit -
Durch Maienblüthen rauhe Winde streichen
Und kurz nur währt des Sommers Herrlichkeit.

Zu feurig oft läßt er sein Auge glühen,
Oft auch verhüllt sich seine goldne Spur,
Und seiner Schönheit Fülle muß verblühen
Im nimmerruh'nden Wechsel der Natur.

Nie aber soll Dein ewiger Sommer schwinden,
Die Zeit wird Deiner Schönheit nicht verderblich,
Nie soll des neidischen Todes Blick Dich finden,
Denn fort lebst Du in meinem Lied unsterblich.

So lange Menschen athmen, Augen sehn,
Wirst Du, wie mein Gesang, nicht untergehn.

A portrait of William Shakespeare, showing him from the chest up. He has a full beard and mustache, and is wearing a dark cap and a white ruffled collar. The background is dark and textured.

WILLIAM SHAKESPEARE und die Vergänglichkeit

VON ELKE ROOB

Das scheint so gar nicht zu einander zu passen: Shakespeare und vergänglich. Auch 400 Jahre nach seinem Tod (gest. 23.4.1616) ist Shakespeare der meist gespielte Dramatiker weltweit und hat sich durch seine Werke wahrlich unsterblich gemacht.

Als Thema spielt die Vergänglichkeit jedoch in Shakespeares Sonetten eine große Rolle. ¹

Weder der gesamte Sonettzyklus noch die einzelnen Gedichte tragen Titel, vielmehr identifiziert man sie anhand der Nummerierung von 1 bis 154.

Thomas Thorpe, der die Sonette im Jahre 1609 das erste Mal in gedruckter Form herausgab, hat diese Nummerierung vorgenommen und damit auch die Reihenfolge bestimmt.

Das Sonett hat seinen Ursprung in Italien, wo vor allem Petrarca (1304-74) diese Gedichtform zur Perfektion brachte. Das italienische oder Petrarca-Sonett besteht aus 14 Versen, die in zwei Quartette und zwei Terzette aufgeteilt sind. Von Italien aus trat das Sonett dann seinen Siegeszug durch Europa an, hier vor allem nach Frankreich, Deutschland und England. Während wir in Deutschland die italienische Form beibehalten haben, änderte es in England insofern seine Gestalt, als die 14 Verse in drei Quartette und einen abschließenden Zweizeiler (final couplet) eingeteilt sind. Diese Form ist als die englische oder Shakespeare-Sonettform bekannt geworden. In vielen Fällen füllt Shakespeare diese Form durch folgende inhaltliche Struktur: In den ersten beiden Quartetten beschreibt er seine Wahrnehmung, im dritten reflektiert er darüber und zieht im Zweizeiler daraus einen Schluss.

Den Zyklus kann man im Hinblick auf die angesprochene Person in zwei Teile gliedern. In den Sonetten 1-126 richtet sich das lyrische Ich/Shakespeare an einen hübschen jungen Mann, in den Sonetten 127-152 ist der Adressat seine Mätresse, die sogenannte Dark Lady. Während er seine Beziehung zu dem jungen Mann als die reine, wahre Liebe darstellt **12**, charakterisiert er seine Mätresse als einen Teufel, der ihn immer wieder zu sexuellen Handlungen verführt, wofür er sich schämt und die er als Sünde brandmarkt (vgl. Nr. 144 und Nr. 141).

Schließlich muss er erleben, wie seine Mätresse nicht da-vor zurückschreckt, auch seinen Geliebten zu verführen. | 3

Dass die sexuelle Lust nicht lange anhält und Scham, Reue und Selbstvorwürfe folgen (vgl. Nr.129), ist ein Aspekt der Vergänglichkeit in den Gedichten an die Dark Lady. Weitaus bedeutender ist das Thema der Vergänglichkeit aber in den Sonetten an den jungen Geliebten:

Bei der Betrachtung der Natur erkennt Shakespeare deren Unbeständigkeit: Alles, was wächst, verweilt nur eine kurze Zeit im Zustand der Perfektion, bevor der Prozess des Verwelkens, des Verfalls einsetzt (vgl. Nr.15). Während er diesen unabänderlichen Verlauf in den ersten beiden Quartetten beschreibt, zieht er im dritten den logischen Schluss, dass dies auch das Schicksal seines Geliebten sein wird, dass auch dessen Jugend und Schönheit, ja sein Leben vergänglich sind. In Sonett 64 resümiert er dann im abschließenden Zweizeiler, dass diese Erkenntnis seinem eigenen Tod gleichkomme.

Diese Haltung der Resignation stellt jedoch eine Ausnahme in dem Zyklus dar. Ansonsten treffen wir auf einen Shakespeare, der nicht bereit ist zu akzeptieren, dass auch sein Geliebter Opfer der Vergänglichkeit sein wird, und der zum Kampf, ja zum Krieg gegen die Zeit, den Verfall, den Sensesmann, den Tod aufruft, wobei er unterschiedliche Kampfmethoden vorschlägt.

In den Sonetten 1-14 erinnert er den Geliebten daran, dass dieser es selber in der Hand habe, für seine Unvergänglichkeit zu sorgen, indem er sich fortpflanze. | 4

Ähnlich argumentiert Shakespeare im Couplet von Sonett 12, wenn er in der Nachkommenschaft das einzige Mittel sieht, mit dem sein Geliebter sich gegenüber der Zeit verteidigen könne. Es mag für unsere Ohren paradox klingen, wenn er seinen Geliebten auffordert, aus Liebe zu ihm Nachkommen zu zeugen, in denen seine Schönheit fortlebe. | 5

Dieser biologischen Lösung setzt Shakespeare im Sonett 15 die poetische gegenüber. Er sieht sich als Dichter im Krieg mit der Zeit, die er personifiziert, und erkennt seine Aufgabe darin, seinen Geliebten durch die Dichtkunst zu verewigen. | 6

Auch im letzten Vers des berühmten Sonetts 18 heißt es, dass „this“, also dieses Gedicht oder die Poesie im Allgemeinen, seinem Geliebten ewiges Leben schenke („and this gives life to thee“).

In Sonett 16 hingegen wertet Shakespeare Nachkommenschaft als das wirkungsvollere Mittel im Kampf gegen den Tyrannen Zeit, als ein erfolgreicheres Mittel als seine fruchtlosen Gedichte („my barren rhyme“). Es folgt das Bild von jungfräulichen Gärten, die dem jungen Mann gerne lebende Blumen schenken würden, die ihm ähnlicher sähen als ein lediglich (durch die Dichtkunst) gezeichnetes Portrait.

Diese Hierarchisierung gibt Shakespeare im Sonett 17 wieder auf, wenn er im abschließenden Couplet Fortpflanzung und Poesie gleichberechtigt nebeneinanderstellt. | 7

Als Meister des Sprachspiels macht Shakespeare dabei Gebrauch von der Mehrdeutigkeit des Wortes „line“ (Linie/Zeile). Es steht zum einen für die Falten und Furchen im Gesicht des Geliebten („lines and wrinkles“, Nr. 63), also als Zeichen der Vergänglichkeit. Dann bezeichnet es aber auch die Linien, die die Generationen eines Stammbaums miteinander verbinden („lines of life“, Nr.16), also für die biologische Lösung, und schließlich auch für die Zeilen der Gedichte Shakespeares („these black lines“, Nr. 63), also die poetische Lösung.

In seinem bekanntesten Sonett 116 („Let me not to the marriage of true minds“) entwirft Shakespeare einen dritten Lösungsansatz: Die rosigen Lippen und Wangen – so Shakespeare – sind nicht beständig, wohl aber die Liebe, die er als „ever-fixed mark“ charakterisiert und die keinerlei Veränderung unterworfen ist, wenn es denn die wahre Liebe ist. Sie währe bis in alle Ewigkeit.

Shakespeare schließt dieses Sonett mit den Worten: Wenn man ihm beweisen könne, dass er sich in diesem Punkt irre, dann habe er nie etwas geschrieben noch habe irgendwer je geliebt.

Da die Identität des jungen Geliebten unklar ist, wissen wir auch nicht, ob er Shakespeares Ratschlag gefolgt ist und Nachkommen gezeugt hat. Durch seine Liebe, der er in seinen Sonetten Ausdruck verleiht, hat Shakespeare dem jungen Mann jedoch tatsächlich ein Denkmal gesetzt, das nicht nur den Dichter, sondern auch den Geliebten unsterblich macht.

1 |

Im Folgenden gehe ich davon aus, dass Shakespeare tatsächlich der Autor der ihm zugeschriebenen Werke ist und dass seine Gedichte autobiographisch sind, was beides auch durchaus umstritten ist.

2 |

Weder werde ich in diesem Text diskutieren, ob die Liebe zu dem hier angesprochenen Mann rein platonisch war, noch wer wohl dieser Mann gewesen sein mag. Zu diesen wie auch den in Anmerkung 1 genannten Fragestellungen gibt es so viel Fachliteratur, dass ich auf eine Nennung von Titeln verzichte.

3 | No 144

To win me soon to hell, my female evil
Tempteth my better angel from my side,
And would corrupt my saint to be a devil,

4 | No 13

You had a father: let your son say so

5 | No 10

Make thee an other self for love of me

6 | No 15

And all in war with Time for love of you,
As he takes from you, I engraft you new.

7 | No 17

You should live twice – in it (some child
of yours), and in my rhyme.

CHINA's Rückzug

von der internationalen Seefahrt im Jahr 1433¹

VON WALTER ELSCHENBROICH

Zu der Zeit, als der portugiesische Prinz, Heinrich der Seefahrer genannt², seine Schiffe des Typs Karavelle³ auf Entdeckungsfahrten an die Westküste Afrikas aussandte, gab es auf deren Seekarten, sofern sie welche hatten,

noch viele weiße Flecken. Etappenweise folgte man in südlicher Richtung der Küstenlinie, ständig befürchtend, an das Ende der Welt zu gelangen und in einen Abgrund gezogen zu werden.⁴

Derweil erforschte eine große Flotte chinesischer Schiffe den Indischen Ozean inklusive der Ostküste Afrikas bis zum Kap der Guten Hoffnung. Zu dieser Zeit war „Das Land der Mitte“ in Hinsicht auf die Technik im Schiffbau, die Größe der Flotte wie in der Kunst des Navigierens den Seefahrern der „Alten Welt“ um Längen voraus.

Während die Explorationen des portugiesischen Prinzen als Prolog für die Seefahrten gelten, welche zur Entdeckung einer ganz „Neuen Welt“ und der Umschiffung des Erdballs führen sollten, wird es für die gleichzeitig stattfindenden chinesischen Expeditionen, die in weitaus größeren Dimensionen durchgeführt wurden, das baldige Aus bedeuten. Die Dramatik des spektakulären chinesischen Rückzugs von der internationalen Seefahrt ist heutzutage schwer verständlich.

ADMIRAL CHENG HO EUNUCH UND BEHERRSCHER DER MEERE

Der außerordentlich begabte Admiral Cheng Ho, in China berühmt als Schiffsbauer, Flottenkommandant, Navigator und Entdecker, war ein Eunuche. Der durch einen chirurgischen Eingriff verursachte Verlust der Manneskraft bewirkte, dass Eunuchen (griechisch Bettwächter) am Hof eine Vertrauensstellung einnahmen, mit einer besonderen Nähe zum kaiserlichen Ohr. Eunuchen fanden nicht selten das Vertrauen ihrer Herren. Schon ca. tausend Jahre vorher machte der byzantinische Kaiser Justinian I. einen Eunuchen zum General und Heerführer, der dann im Jahr 553 die Goten, Alemanen und Franken aus Italien vertrieb.

Über Cheng Ho, den berühmten chinesischen Seefahrer, ist relativ wenig bekannt. Man weiß, dass er als Muslim geboren wurde und aus der Provinz Yunnan im Süden Chinas stammte. Der narzisstische Kaiser Yung Lo (1359-1424), der durch eine Palastrevolte mit Hilfe der Eunuchen an die Macht kam, entschied sich zur Entsendung einer maritimen Expedition mit dem Zweck, der Welt des Kaisers und Chinas Erhabenheit, Größe und Macht kundzutun und die besuchten Potentaten als Tribut zahlende Handelspartner zu gewinnen.

GRÖSSE & TECHNIK ZEICHEN DER STÄRKE

Für dieses Kommando wählte er Cheng Ho. Für diese Expeditionen (1405-1433), die größten bis dato in der Welt, wurden 370 Schiffe bereitgestellt und 37.000 Offiziere und Mannschaften. Das größte Schiff, das Schatzschiff, hatte neun Masten, eine Länge von 135m und einer Breite von 55m. Das kleinste Schiff, ein Kriegsschiff, hatte fünf Masten, eine Länge von 55m und eine Breite von 21m. Arabische und westliche Passagiere berichteten, nichts Vergleichbares im Westen je gesehen zu haben. Auch von konstruktiven Neuheiten wussten sie zu berichten. So war der Schiffsrumpf durch Zwischenwände unterteilt, um im Falle eines Lecks und von Feuer den Schaden auf Parzellen zu begrenzen. Zur Navigation hatte man nebst Kompass detaillierte Seekarten mit Gitternetz und Kompassstellungen.

1 | Daniel J. Boorstin: The Discoverers. A History of Man's Search to Know His World and Himself, Vintage 1985.

2 | 1394 – 1460

3 | Speziell konzipierter Schiffstyp mit niedrigem Tiefgang für das Navigieren an Küsten und mit schwierigen Strömungsverhältnissen.

4 | Bei einer Erde in Scheibenform, eine gefürchtete Möglichkeit. Die Kugelform der Erde war noch nicht bewiesen.



WANDBILD EINES KRIEGSSCHIFFES DER FLOTTE VON CHENG HO IM CHINESISCHEN TEMPEL IN PENANG/MALAYSIA.

SIEBEN EXPEDITIONEN ÜBER ALLE MEERE

Cheng Ho führte seine Flotte zu fast jeder belebten Küste des Chinesischen Meers und des Indischen Ozeans, immer in friedlicher Absicht. Für wenigstens fünfhundert Jahre hatten die Chinesen schon Handelsverbindungen mit der islamischen Welt. Auf ihren Landkarten waren neben dem Nil auch der Sudan und Sansibar verzeichnet.

In sieben Expeditionen gelangte man immer weiter nach Westen. Die erste verließ China 1405 nach Java und Sumatra, dann nach Ceylon und Kalicut. Die nächsten Expeditionen führten zu den Ostindischen Inseln, Bengalen, den Malediven und weiter westlich bis zum persischen Sultanat Ormuz, am Eingang zum Persischen Golf. Von dort weiter westwärts nach Aden und in den Süden zur afrikanischen Ostküste nach Mogadischu, Somaliland und Sansibar. Bei der sechsten Expedition (1421-1422) besuchte man 36 Länder am Indischen Ozean von Borneo bis Sansibar.

DAS GRÖSSTE KOMMT ZUM SCHLUSS

Als Kaiser Yung Lo 1424 starb, stoppte sein Nachfolger weitere Expeditionen. Seiner kurzen Regierungszeit folgte ein Kaiser mit maritimem Enthusiasmus. Er unterstützte die siebte und teuerste Expedition für 27.550 Offiziere und Mannschaften für die Dauer von zwei Jahren. Bei seiner Rückkehr im Jahr 1433 hatte Cheng Hos Mission zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit zwanzig Reichen und Sultanaten geführt, von Java im Osten über die Nikobaren bis nach Mekka im Nordwesten und die Ostküste Afrikas entlang weit in den Süden. Die Anzahl der Schiffe und ihre Größe waren zu beeindruckend für manchen Beobachter, um glauben zu können, dass sie keinen Missionierungs- oder Eroberungszwecken dienten sondern lediglich zur Darstellung der Stärke der Ming Dynastie, in der Hoffnung bewundert zu werden als einziges Zentrum der Zivilisation und damit Tribut zahlende Handelsbeziehungen zu fördern.

Cheng Hos siebte Expedition sollte seine letzte gewesen sein. Mit ihrem Ende endete auch die staatlich organisierte Seefahrt Chinas für lange Zeit.

SELBSTÜBERSCHÄTZUNG UND ABSCHOTTUNG

Mit ein Grund war die negative Außenhandelsbilanz Chinas, die trotz Tributzahlungen nicht ausgeglichen werden konnte, und die Feststellung, dass Chinas Elite keinen Bedarf an Waren, Wissen oder Kultur aus dem Ausland hatte. Man war zu der selbtherrlichen Feststellung gekommen, dass die Außenwelt China nichts lehren könne und das Abfließen von Wissen zu verhindern sei. Infolgedessen wurde die ganze maritime Flotte vernichtet.

Ein imperiales Edikt von 1433 und folgende 1449 und 1452 verfügten drakonische Strafen für ins Ausland reisende Chinesen, letztendlich sogar die Todesstrafe.

WAS MUSIK MIT MIR MACHT

VON RITA KUTSCHE

Schon der Heilige Augustinus gab zu bedenken:

*Nur wer den „
Funken im Herzen hat,
kann die Flamme beim
anderen entzünden.*

Den Funken spür ich wohl, allein es fehlt die Flamme, die ich bei einem meiner Mitmenschen hätte entzünden können. Mein Funken heißt Musik, und zwar die klassische Variante, vor allen Dingen Mozart. Erstorben ist dieser Funken noch lange nicht. Mir geht ständig, wirklich ständig, irgendeine klassische Melodie durch den Kopf, wobei sich die Stücke oft wiederholen.

Diese Liebe zur Musik ließ mich auch als Teenie bis Mitte der ersten Schwangerschaft zur Ballettschülerin werden. So tanze ich heute noch oft und gerne, notfalls auch mit dem Kochlöffel oder Staubtuch in der Hand, zu „Klassik-Radio“ durch mein geräumiges Wohnzimmer. Das letzte Mal, als es mich dermaßen erwischte, war vor einigen Tagen, allerdings nicht zu Mozarts Musik, sondern zum Menuett von Boccherini und der Barcarole aus Hoffmanns Erzählungen.

Bei solchen Gelegenheiten bedauere ich es außerordentlich, dass ich nie ein Instrument zu spielen gelernt habe. Beim Klang der verschiedenen Instrumente unterscheide ich, wie folgt: Keines davon kann so lachen und weinen wie die Geige, und beim Klavier mag ich den vielgepriesenen „kräftigen“ Anschlag überhaupt nicht. Ich finde, der Ton kann sich darin kaum richtig entwickeln; er klingt dann nur hart und laut, aber ich bin ein Freund der leisen Töne.

Mein absolutes Lieblingsstück ist das Klarinetten-Konzert von Mozart, das einzige dieser Art von seinen ca. 600 Stücken. Das liegt zum großen Teil auch an den Erinnerungen, die ich damit verknüpfe.

Zwar liebe ich klassische Musik, so wie sie heute gespielt wird, da ich es ja auch kaum anders kenne, aber gerade dort ist die Veränderung im Tempo gegenüber der Entstehungszeit am deutlichsten wahrzunehmen. Im Original – manchmal zu Erklärungszwecken im Radio zu hören – klingt fast alles sehr viel langsamer und getragener. Es handelt sich um nach ästhetischen Gesichtspunkten einfach gestaltete Klangformen. Die Vorausberechenbarkeit und Regelmäßigkeit dieser langsamen Tonabfolgen macht die guten alten Stücke unserer längst verstorbenen Komponisten so zu Herzen gehend und eingängig. Es wurden – viel mehr als heute – Emotionen geweckt und genährt. Um es mit Sten Nadolny zu sagen:

„*Es lebe die Entdeckung der Langsamkeit.*“

Welche enorme Wirkung kann Musik doch haben, ein kleines Lied ebenso wie ein großes Meisterwerk! Musik macht uns wehrlos, sie bricht uns auf und zertrümmert unsere Schale. Sie öffnet die Schleusen unseres Inneren, das beim Zuhören nur überfließen möchte vor Glück, vor Liebe oder vor Schmerz. Wir kämpfen gegen die Tränen, und gleichzeitig ist es schön, unendlich schön, weil wir uns plötzlich befreit fühlen, weil unser anderes Ich, das wir meist unterdrücken, für diesen Augenblick einmal ans Licht darf, tanzen, jubeln oder weinen darf, bevor es wieder in seinen Kerker zurück muss.

*Musik ist einfach
im Stande, etwas
auszulösen, was nur
Musik auszulösen im
Stand ist.*“

gedichte von josée hümpel-langen

NOCTURNE

er hat sich wohl vertan der hahn
kräht mitten in der nacht
hat mich um den schlaf gebracht
doch schau ich mir den himmel an
bin ich froh
dass ich nicht schlafen kann
denn soviel sterne in der nacht
hätte ich im traume nicht gedacht

WIRBELWIND

auf dem leergegessenen teller
liegt eine rote
liegt eine rote papierserviette
liegt eine knallrote papierserviette
liegt eine knallrote papierserviette herum
liegt, fliegt nicht weg
bis die taube kommt

ICH FAHRE

ich fahre, ich fahre der sonne entgegen
halte die zügel ganz still, ganz still
es gleiten die räder, es schweben die pferde
durch wolken, durch regen, durch wind

stets höher und höher, stets weiter und weiter
durchqueren die rösser das licht
durchqueren die wärme, durchqueren die hitze
durchqueren, durchqueren die glut

ich fahre, ich fahre der sonne entgegen
halte die zügel ganz still, ganz still
denn hinter der sonne, hinter der sonne
hinter der sonne brennt licht

DER WÄRMSTE TAG

der wärmste tag
der allerwärmste sommertag
im august
die großen möwen
hacken den fisch in stücke
zerreißen ihn
zerhacken ihn
am letzten tag
am letzten tag
des fisches

DAS POSTWESEN AM NIEDER- RHEIN bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges

VON KARL-HEINZ THIFESSEN

Schon immer war es den Menschen ein großes Bedürfnis, aktuelle Nachrichten, Personen und Waren möglichst schnell und sicher in die nahe Umgebung oder in weit entfernte Orte zu bringen. Was wären unsere Dörfer und Städte, ja unsere gesamte Gesellschaft, ohne Post, Telefon, Email und Internet?

Im Mittelalter verschickten vor allem Adel und Klerus Nachrichten. Neben Mönchen, die auf ihren Reisen weit herumkamen, waren Boten im Auftrag weltlicher und geistlicher Herrscher unterwegs.

Einfache Leute konnten sich die Kosten, die oft in der Höhe von mehreren Wochenlöhnen lagen, nicht leisten.

LITERATUR

Horst Krug, Postgeschichte am Niederrhein, herausgegeben vom Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Oberpostdirektion Düsseldorf in Zusammenarbeit mit der Bezirksgruppe Düsseldorf der Gesellschaft für deutsche Postgeschichte

Dohr Ferdinand, Das Postwesen am linken Niederrhein 1550-1900, Viersen 1972

DIE ANFÄNGE

Das uns geläufige moderne Postwesen entstand in seinen Frühformen um das Ende des 16. Jahrhunderts. Maximilian I. beauftragte das lombardische Adelshaus derer von Thurn und Taxis mit dem Aufbau eines länderübergreifenden Postsystems. Bis in das 19. Jahrhundert hinein, blieb die Post in Händen dieser Familie. Gleichwohl unterhielten Klöster, Fürsten, Städte, Handelshäuser, Gerichte oder Berufsstände auch weiterhin eigene Boten, um ihre Schriftstücke möglichst sicher an den Adressaten zu bringen. In Mönchengladbach gab sogar ein „Abteiliches Botenamt“.

Mit dem heutigen Aufkommen an Briefpostsendungen sind diese Zeiten selbstverständlich nicht zu vergleichen. Die große Masse der niederrheinischen Bevölkerung – und auch anderswo – konnte weder schreiben noch lesen, somit blieb es nur wenigen, höher gestellten Personen vorbehalten, Schriftstücke zu verfassen. Entsprechend niedrig war auch die Anzahl der versendeten Briefe. Meistens traten sie ihre Reise gerollt oder gefaltet und versiegelt an. Briefumschläge gab es erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wer eine Nachricht verschicken wollte, musste sie zu einer Poststation bringen, auch wenn sie weit entfernt war.

Der durchschnittliche gesamte Jahrestransport durch die Postmeister von Thurn und Taxis lag im Jahre 1566 gerade einmal bei 93.000 Sendungen. Die Postboten, oft nur auf „Schusters Rappen“ unterwegs, trugen keine einheitliche Kleidung. Äußerlich erkennbar waren sie durch Wappen, Abzeichen und Botenstäbe in den Farben der jeweiligen Landesherrn. Sie brachten Briefpost und Pakete von und zu den Stationen der Umgebung. Dort konnten die Adressaten ihre Post abholen. Ab dem 17. Jahrhundert kamen reitende Postboten hinzu. So entstand am Niederrhein allmählich ein funktionierendes Botenwesen.

Da die Besiedlung sich größtenteils auf wenige, weit voneinander entfernte Dörfer beschränkte, waren die Wege

oftmals sehr gefährlich, denn meistens marschierten oder ritten die Boten alleine durch unwegsames Gebiet. Wegelagerer und Räuberbanden hatten dann leichtes Spiel. Häufig wurde der Wert der Postsendungen zuvor ausspioniert. Obwohl gut bewaffnet, war die Chance der Boten, sich erfolgreich zur Wehr zu setzen, nur gering. Ein weiteres Risiko bestand auf langen Wegen mit Herbergsübernachtungen. Während des Schlafes war die Gefahr groß, ausgeraubt zu werden. So kamen Briefe und Pakete vielfach nicht am Bestimmungsort an. Keinesfalls zu unterschätzen waren auch die Gefahren für Leib und Leben bei der Postversorgung von Orten, in denen ansteckende Krankheiten ausgebrochen waren. Besondere Vorschriften regelten, wie der Bote sich in solchen Fällen zu verhalten habe.

18. UND 19. JAHRHUNDERT

Im Jahre 1766 wurde in Berlin der erste Briefkasten aufgestellt. Es war ein mit weißer Ölfarbe angestrichener Holzkasten, der nach unten geöffnet wurde. Ihre typische gelbe Farbe erhielten die Briefkästen erst später.

Nach der Besetzung des linken Niederrheins 1794 stellten die Franzosen auch hier erste Kästen auf, in welche Briefe abgelegt werden konnten, die dann unter staatlich überwachten Postwegen zu ihren Empfängern gebracht wurden. Im Jahre 1815 war die Herrschaft Napoleons endgültig beendet. Für die Familie Thurn und Taxis bedeuteten die damit verbundenen politischen Umwälzungen das Ende ihrer Posthoheit am Niederrhein. Als die Regierungsgewalt 1816 auf Preußen übertragen wurde, blieben die von den Franzosen eingeführten weißen Briefkästen bestehen. Alle Postämter unterstanden unmittelbar dem General-Postamt in Berlin.

Im Rahmen einer Neuordnung des Postwesens unter Federführung des Düsseldorfer Postmeisters Becker erhielt Krefeld 1816 ein Königlich Preussisches Postamt, dem das Postwärteramt Mönchengladbach unterstand. Der Briefverkehr zwischen Mönchengladbach

und Köln musste demnach über Krefeld geleitet werden, was weitgehende Verzögerungen und somit großen Unmut verursachte. Dieser Zustand dauerte jedoch nur zwei Jahre, denn die Gladbacher Fabrikanten und Kaufleute setzten beim Generalpostamt in Berlin durch, dass auch in ihrer Stadt ein eigenes Postamt eingerichtet wurde. Wie es in der Eingabe hieß, erhielten einzelne Fabriken bereits monatlich bis zu 500 Briefe.



Die ersten preußischen Briefmarken erschienen im November 1850. Sie mussten bis 1859 mit einem Vierringstempel entwertet werden. Das Stempelbild bestand aus vier Ringen, in deren Mitte eine Zahl zwischen 1 und 1987 angeordnet war. Die Stempelnummer wurde bei der Einführung, den alphabetisch geordneten Anfangsbuchstaben des Ortsnamens entsprechend, vergeben. Aachen erhielt die Nummer 1. Der Krefelder Stempel trug die Nummer 273, der in Mönchengladbach 490 und in Viersen 1549.

Diese bedeutende Reform brachte für die Postkunden erhebliche Neuerungen und wurde zunächst argwöhnisch betrachtet, denn mit dem Aufkleben der Briefmarke musste nun der Absender erstmals die Gebühr im Voraus entrichten. Bis dahin zahlte der Empfänger beim Postboten in bar.

Dennoch stieg das Aufkommen im Postverkehr schlagartig an. Die Poststationen waren bald bedeutende Anlaufpunkte in der Stadt, hier kamen die Briefe und Sendungen an, hier trafen sich die Geschäftsleute. Um dieser Situation Rechnung zu tragen, wurde in Mönchengladbach das kleine Mietgebäude an der Viersener Straße im Jahre 1864 durch ein großes Postgebäude an der heutigen Hindenburgstraße ersetzt, das im Dezember 1944 durch Bomben zerstört wurde.

DIE ZEIT DER POSTKUTSCHEN

Neben dem Briefverkehr war die Post bereits früh bei der Personenbeförderung tätig. Ein- und mehrspännige Kutschen mit Postillion und Posthorn auf dem Kutschbock transportierten Fahrgäste, Pakete und Briefsendungen fahrplanmäßig auf festgelegten Routen.

Es entwickelten sich wichtige Verkehrsadern wie z.B. von Köln aus über Dormagen, Neuss, Krefeld, Geldern, Goch, Xanten nach Kleve oder von Krefeld nach Aachen. 1829 kam eine Postkutschenverbindung von Mönchengladbach über Neuss nach Düsseldorf hinzu. Ein Teil dieser Strecke verlief über den Damm des alten Nordkanals. Ankunft und Abfahrt der Postkutschen waren in den stillen Ortschaften stets Ereignisse, die zahlreiche Bürger anlockten.

Die Postkutschenzeit wird heute vielfach romantisch verklärt, aber für die damaligen Insassen der schaukelnden Gespanne waren die Reisen auf den holperigen Straßen keineswegs immer ein Vergnügen. Was derzeit in wenigen Stunden bequem zurückgelegt wird, bedeutete in früheren Jahrhunderten tagelang auf unbequemen Holzbänken durchgerüttelt zu werden. Wetterkapriolen oder eisige Kälte erschwerten die Fahrten im Winter zusätzlich. Unfälle, bei denen auf den sandigen Landstraßen die Wagen umkippten, geschahen so häufig, dass den unaufmerksamen Postillionen zeitweilig als Strafe fünfzig Stockhiebe drohten.

Hinzu kam, dass längst nicht jeder Ort vom Postkutschenverkehr berührt wurde. Mitunter bedurfte es einer langen Anreise, um überhaupt eine Station mit Anschluss an die Postkutschenstraßen zu erreichen. Wer das auf sich nahm, wurde allerdings meistens mit dem Ausblick auf herrliche Landschaften oder mondbeschiedene Wälder belohnt.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschwanden die Postwagen nach und nach. Die sich stark ausbreitenden Eisenbahnen übernahmen die Beförderung von Paketen, Briefsendungen und Personen.

TELEGRAPHIE

Da die fortschreitende Industrialisierung neben dem Brief- und Gütertransport auch eine schnelle Übertragung von Informationen und mündlichen Nachrichten erforderte, genehmigte der preußische Minister für Handel und Gewerbe nach und nach die Ausbreitung der Telegraphie am Niederrhein. Im Jahre 1856 erfolgte in Mönchengladbach die Gründung der ersten Telegraphenstation, deren Leitung über Viersen nach Krefeld verlief. Die Unterhaltskosten hierfür trugen die Stadt und die Handelskammer gemeinsam. Über 20 Jahre war die Station eine selbstständige Einrichtung, bevor man sie 1876 dem Postamt angliederte.

Im Jahre 1884 gab es in Mönchengladbach 100 und in Krefeld, wo das Telegraphenwesen ebenfalls 1856 eingeführt wurde, 200 Sprechstellen. Die Drähte liefen oberirdisch und waren somit sehr wetteranfällig. Trotz aller Störanfälligkeit stiegen die Zahlen der angeschlossenen Fernsprechanlüsse weiterhin rapide in die Höhe. 1890 weist der Atlas des deutschen Telegraphendienstes ein flächendeckendes Netz von Stationen am linken Niederrhein aus. Die Einnahmen der Post ergaben 1860 in Mönchengladbach insgesamt den Betrag von 27.000 Talern.

BLÜHENDE TEXTILSTADT

Wie sehr sich das Postwesen in der aufblühenden Textilstadt entwickelte, zeigen die Zahlen der ankommenden Briefsendungen. Sie stiegen von 612.000 im Jahre 1870 auf 11,8 Millionen im Jahre 1913 an. Entsprechend wuchs auch der Überweisungs-, Scheck- und Telegraphenverkehr. Die Zahl der Fernsprechanlüsse nahm von 114 im Jahre 1886 auf 3100 im Jahre 1913 zu.

Diese Entwicklung wurde gestoppt mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Der Postverkehr diente von nun an mehr und mehr den Bedürfnissen des Krieges.

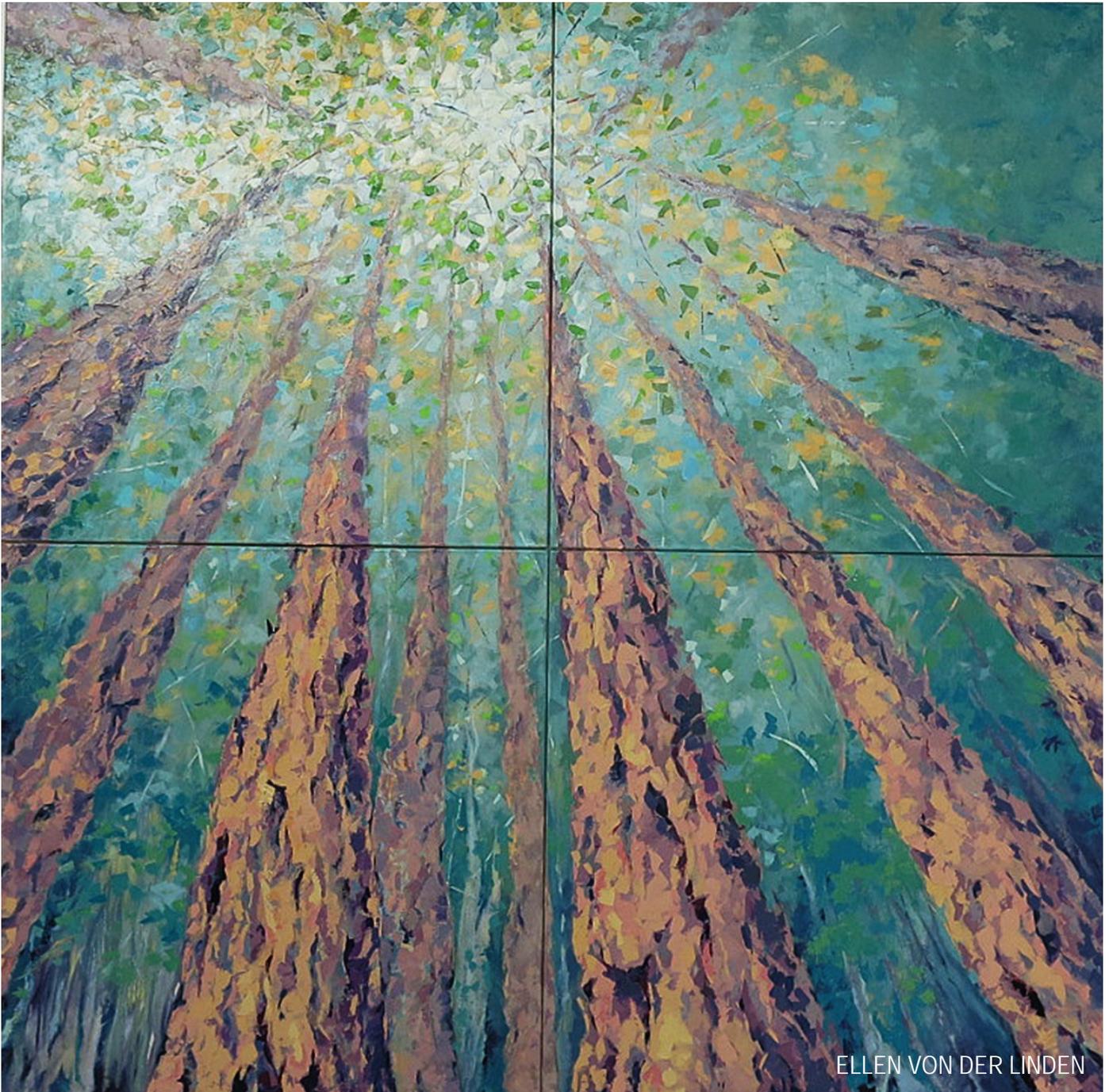


RUTH SCHULMEYER

ICH BRENNE
VON GERTRUD GRINS

ICH BRENNE
DAS LEBEN BRENNT
IN MIR
ICH BRENNE
BRENNE NOCH
ICH GLÜHE
ICH VERGLÜHE
ICH VERGLÜHE BALD

Die Gedichte sind anlässlich einer Ausstellung mit Lesung im Naturpark-Zentrum Wildenrath zu Gemälden der Künstlerinnen Ellen von der Linden aus Willich-Anrath und Ruth Schulmeyer aus Hückelhoven entstanden.



IM KREIS
VON GERTRUD GRINS

NACHDENKEN AM BODEN LIEGEN
EINE LÖSUNG SUCHEN IN BAUMKRONEN BLICKEN
ICH DREHE MICH IM KREIS SIE DREHEN SICH IM KREIS

ANHALTEN DIE AUGEN SCHLIESSEN
ABSCHALTEN ENTSPANNEN
DIE SONNE SCHEINT EINE LÖSUNG FINDEN

SPÄTER – GLEICH – MORGEN VIELLEICHT

EIGEN

VON ELISE DONDER

Was nun folgt, sollten Schüler, die sich im Bummelstreik gegen die ungeliebten Hausaufgaben befinden, jetzt lieber nicht lesen.

In zwei Vorlesungen des FAUST-Studiums habe ich verlockende Argumente zum Genießen des Nichtstuns oder zur Erlaubnis der Verrücktheit im Alter gehört, natürlich auch Argumente zur Freude am Tun und an der Vernunft.¹ Gerade jetzt tue ich etwas: Ich schreibe und bin bemüht, Sinnvolles zu Papier zu bringen. Aber ich muss es nicht. Schon Lessing hat den Nathan zum Derwisch sagen lassen: „Kein Mensch muss müssen, und ein Derwisch müsste? Was müsst' er denn?“² Ich weiß nicht, wie alt der Derwisch war, an den diese Worte ergingen, jedenfalls war er in Staatsdiensten, also berufstätig. Da bestehen allerdings Anforderungen und Zwänge, und Arbeitsverweigerung würde zu Konflikten führen. Heutzutage käme eine Abmahnung. Umso erstaunlicher Nathans Ausspruch.

Zu diesem Zitat Lessings fällt mir Bartleby ein, der Held des passiven Widerstands. Sein „Ich möchte lieber nicht.“ („I'd prefer not to.“) geht mir nicht mehr aus dem Sinn, seitdem ich der Hörbuch-Fassung von Herman Melvilles³ Erzählung „Bartleby, der Schreiber“⁴ gelauscht habe. Angestellt in einer Kanzlei im New York des frühen 19. Jahrhunderts, verrichtet Bartleby seine Fleißarbeit des Abschreibens wie eine menschliche Kopiermaschine zunächst zur vollen Zufriedenheit seines Vorgesetzten, eines älteren Notars (Ich-Erzähler der Geschichte). Doch als von Bartleby die übliche Textkontrolle (Gegenlesen mit

einem Schreiberkollegen) verlangt wird, beginnt er, sich zu weigern, und verweigert sich fortan Aufforderungen jeglicher Art. „Ich möchte lieber nicht.“ – Mit seinem stereotypen Einwand gelingt es dem blassen jungen Angestellten schon bald, die Arbeitsverhältnisse auf den Kopf zu stellen. „Denn es war äußerst schwierig, sich die ganze Zeit die seltsamen Eigentümlichkeiten, Vorrechte und unerhörten Freiheiten gegenwärtig zu halten, die von seiten Bartlebys die stillschweigenden Bedingungen dafür waren, dass er in meiner Kanzlei blieb.“ (S. 35)

Dem Chef Bedingungen stellen? Tatsächlich lässt dieser sich vom schrulligen Schreiber, dem er einen Platz hinter einem Wandschirm ganz in der Ecke seines Büros zugewiesen hatte, von den Mucken eben jenes Bartleby an die Wand drücken. Die „abweisende Zurückhaltung an ihm (hatte) mich so eingeschüchtert (...), dass ich mich seinen Verschrobenheiten willfährig fügte und mich scheute, ihn um die kleinste beiläufige Hilfe zu bitten, selbst wenn ich von seiner lang anhaltenden Reglosigkeit her wissen konnte, dass er in einer seiner Mauertäumereien hinter seinem Wandschirm stehen musste.“ (S. 40)

Erhielt der Angestellte von seinem Vorgesetzten anfangs Arbeitsanweisungen, wurde er später gebeten, gefragt, so wird er schließlich angefleht: „Sagen Sie jetzt nur, dass Sie morgen oder übermorgen helfen wollen, Schriftstücke durchzuse-

NOCH-ZU-ERLEDIGEN-LISTE

Versäumtes nachholen!

Wachsam dem Alter auflauern!

Versäumtes nachholen!

Vielleicht doch noch etwas leisten!

Versäumtes nachholen!

Mich in Erinnerung bringen!

hen, kurzum, sagen Sie jetzt nur, dass Sie in ein paar Tagen anfangen wollen, ein bisschen vernünftig zu sein – sagen Sie nur das, Bartleby.‘, Im Augenblick möchte ich lieber nicht ein bisschen vernünftig sein‘, war seine sanft leichenhafte Antwort.“ (S. 44)

Heute, fast 200 Jahre nach Bartleby, werden nicht mehr nur Berufstätige, sondern auch Menschen im Ruhestand gedrängt, aktiv zu sein. Wäre es nun vernünftig, von den verschiedenen Angeboten „zu unserem Besten“ Gebrauch zu machen? Wird Vernunft erzwungen, wird uns Stress gemacht, so haben wir die Möglichkeit, ja, das Recht, uns zu verweigern, sei es in der aktiven Seniorenphase oder in der Pflegesituation. Erich Schützendorf berichtet von einer Seniorin im Heim, die zum Chorsingen abgeholt werden soll und die sich weigert mitzukommen. Auf Argumente, dass sie beim Singen doch nicht so allein, sondern mit Freunden zusammen wäre, entgegnet sie, sie habe doch hier ihren Freund, und weist auf den Baum im Park. („... ich kenne alle seine Blätter.“)⁵

ESINN

Ich möchte „ lieber nicht ...

Erlaubnis-Liste

*Abgeben lernen (auch Aufgaben).
Großzügig werden, anderen und mir selbst gegenüber.
Lachen, weinen, nach der Arbeit ausruhen.
Garnichtstun.
Abtauchen.
Vertrauen.*

Der Referent fragt, ob die Altentherapeutin nun Druck ausüben und die Seniorin zur Teilnahme an der Veranstaltung nötigen oder ob sie sich vielleicht zu ihr setzen und mit ihr zusammen ein wenig den Baum-Freund betrachten sollte. Vernünftig, gesellig, geregelt, aktiv leben – nur um gesund zu sterben? Erich Schützendorf rät schon jüngeren Senioren, beizeiten eine Lebensverfügung zu verfassen, die auch im eventuellen Stadium der Verwirrtheit Auskunft über die besonderen Wünsche und Vorlieben des alten Menschen gibt. Er ermutigt seine Hörer, Spaß am Leben zu haben, auch oder gerade am Lebensabend.

Ich persönlich möchte mir gern einiges erlauben, das anderen vielleicht selbstverständlich, mir aber unerhört und spannend erscheint – wie: abgeben zu lernen (auch Aufgaben), großzügig zu sein (anderen und mir selbst gegenüber), mal gar nichts zu tun, abzutauchen, zu lachen wie zu weinen. Ich möchte lieber nicht mehr Versäumtes nachholen müssen, nicht immer wachsam den Schwächen

des Alters auflauern und vielleicht doch noch etwas leisten oder mich in Erinnerung bringen müssen.

Doch noch einmal zurück zu Bartleby. Nicht nur positive Aspekte hat seine Verweigerung in der Schreibstube. Es drängt sich die Frage nach der Vereinbarkeit im Zusammenleben auf. Schließlich ist die Kraftprobe für beide Kontrahenten schwer zu ertragen. Der eine geht letztendlich in seiner Sturheit zugrunde, und der andere ist ratlos, erschöpft von Mitleid und Selbstvorwürfen und von unterdrückter Aggression. Verweigerung birgt also Konflikte im Miteinander.

Im Hinblick auf das Thema „Eigensinn im Alter“ stellt sich schon jetzt die Frage, ob ein ähnlich zermürendes Zerren zwischen Zu-Pflegenden und Pflegenden (im Heim oder in der Familie) stattfindet und wie für Entspannung gesorgt werden kann. Auf die Fortsetzung der Vorlesungsreihe⁶ darf man gespannt sein.

ANMERKUNGEN

1 | Vorträge im FAUST-Gasthörerprogramm im WS 2015/16 zum Thema „Alter als Nachspeise“ und „Lebensverfügung statt Patientenverfügung“ (Erich Schützendorf)

2 | G.E. Lessing: Nathan der Weise, Dramatisches Gedicht, 1. Aufzug, 3. Auftritt, erschienen 1779. Ein Derwisch führt in der Welt des muslimischen Glaubens ein Leben in Bescheidenheit und strebt nach Erleuchtung, gehört einer Ordensgemeinschaft (Sufiorden) an. Er sollte keinen materiellen Zwängen unterworfen sein. Daher Nathans erstaunte Frage.

3 | Herman Melville, amerikanischer Schriftsteller, 1819 -1891, berühmt durch seinen Roman „Moby Dick“ oder „Der Wal“

4 | Herman Melville: Bartleby, der Schreiber – Eine Geschichte aus der Wall Street Putnam's Monthly Magazine, 1853, – Piazza Tales, 1856, Insel-Verlag, 2004

5 | Schützendorf, Erich (2015): Das Recht der Alten auf ungesunden Eigensinn. In: Verleysdonk-Simons, Sigrid; Schubert, Franz-Christian: Was erhält Menschen gesund? Psychische, psychische und soziale Faktoren von Gesundheit, Schriften des Kompetenzzentrums REAL, Band 4. 2015, Mönchengladbach, Hochschule Niederrhein

6 | Vortrag im FAUST-Gasthörerprogramm im SoSe 2016 „Grenzüberschreitungen – der Balanceakt zwischen Selbstsorge und Fürsorge“ (Erich Schützendorf)



DER FLANDRISCHE RAMBUR

*Wenn die Zeit der Apfelbaumblüte
in vollem Gange ist, gehe ich gerne
in meinen Garten. Besonders stolz bin
ich auf einen kleinen Baum,
der mir fast wie mein eigenes Kind
ans Herz gewachsen ist.
Im letzten Jahr trug er
zum ersten Mal seine roten Früchte,
und ich bin mir sicher,
ohne meinen unermüdlichen Einsatz
und die besonderen Pflege,
die ich ihm zukommen ließ,
wäre diese Apfelsorte in unserer
Gegend längst verschwunden.
Aber lassen sie mich die Geschichte
von Anfang an erzählen.*

VON
KARL-HEINZ
THIFESSEN

Schon als Kind in meinem Heimatdorf am Niederrhein weckte ein mächtiger Baum im Obstgarten eines großen Bauernhofes meine Aufmerksamkeit. Er stand inmitten von Birn- und Apfelbäumen, umgeben von einer Weißdornhecke. Im Spätsommer hingen seine prallen dunkelroten Äpfel so nah beisammen, dass er von Weitem aussah, wie in einen purpurroten Mantel gehüllt. Dennoch wirkte er, als gehörte er gar nicht hierhin.

Die Leute erzählten sich, es sei eine alte Apfelsorte, ein Flandrischer Rambur, den einst ein Soldat als Reiser in seinem Rucksack aus dem Krieg mitbrachte, sorgfältig heranzüchtete und schließlich hier im Obstgarten einpflanzte. Offenbar mussten ihm in der Ferne die Früchte dieses Baumes sehr gut geschmeckt haben.

Mittlerweile wohne ich in einer ca. 50 km entfernten Stadt und bin nur noch ab und zu an der Stätte meiner Kindheit, um Verwandte oder Bekannte

zu besuchen. Das Dorf ist inzwischen derart über die früheren Grenzen hinausgewachsen, dass die Wiese mit dem Flandrischen Apfelbaum längst nicht mehr am Ortsrand liegt.

Wann immer ich zu Besuch kam, vergewisserte ich mich, ob es ihm noch gut ging. War gerade Apfelernte, fuhr ich nicht heim, ohne einige seiner wohlschmeckenden roten Früchte mitzunehmen.

Doch als ich ihn vor einigen Jahren in den ersten Frühsommertagen wieder aufsuchte, sah ich schon von Weitem, dass die Hecke, welche einst den Obstgarten umgab, nicht mehr existierte. Einfach niedergewalzt! Nur noch traurige Reste hier und da.

Fast alle Bäume waren verschwunden, von Kettensägen zerschnitten, die Wurzeln mit schweren Maschinen ausgerissen. Breite Reifen großer Lkws, die alles abtransportierten, hatten das matschige Grün derart aufgewühlt, dass man es mit normalen Schuhen nicht betreten konnte.

In diesem chaotischen Durcheinander aus Zweigen, Baumstämmen und Wurzelresten standen nur noch wenige Obstbäume, unter ihnen mein Flandrischer Rambur.



Eine Krähe schaute vom höchsten Ast traurig auf mich herab, erhob sich und flog mit müdem Flügelschlag davon.

Doch was geschah hier? Ich brauchte nicht lange zu suchen. Mein Blick fiel schon bald auf ein überdimensionales, grellfarbiges Plakat mit der großen Aufschrift: Hier bauen wir für Sie ein modernes Zentrum für Logistik.

Verstohlen wischte ich mir mit einer Hand durch die Augen. Ich kam mir machtlos vor wie selten in meinem Leben. Ich schaute auf die zerrupften Bäume ... Was um alles in der Welt sollte ich tun?

Zumindest der Flandrische Rambur sollte weiterleben, und ich wusste auch schon wie.

Hatte nicht vor vielen Jahren ein Soldat dünne Apfelbaumreiser aus Flandern mitgebracht und sie zu einem großen Baum herangezüchtet? Auch ich wollte diese Art der Erneuerung versuchen. Nur so konnte ich den Rambur retten.

Am nächsten Tag, die Sonne blinzelte schon über den Dächern, war ich rechtzeitig an der Baustelle, und wie ich von Weitem feststellen konnte, keine Minute zu früh. Zwei knatternde Kettensägen hatten bereits ganze

Arbeit geleistet. Der Apfelbaum sah ziemlich gerupft aus.

Die Arbeiter ignorierend, zog ich mir hohe Stiefel an und stakste über den aufgewühlten Boden – hier und da einer kleinen Pfütze ausweichend – an den Baum heran. Mit einem Mal verstummten die Kettensägen, die Männer starrten mich an. Ich ließ mich jedoch nicht davon beeindrucken und zog eine Astschere aus meiner Jackentasche. Gezielt suchte ich frische Triebe und schnitt einige vorschriftsmäßig unterhalb der Augen ab.

Die Arbeiter schüttelten verdutzt die Köpfe und zuckten mit den Schultern, aber keiner sprach mich an oder wollte mich gar von meinem Vorhaben abbringen. Wahrscheinlich dachten sie, ich sei verrückt, und waren, als ich mich mit meinen Reisern davonmachte, froh, dass ich weg war.

Auf dem schnellsten Weg fuhr ich nach Hause, entblätterte die Stecklinge an den Stielenden und pflanzte sie in große Töpfe, die ich mit sandiger Saaterde vorbereitet hatte. Um sie vor größeren Schwankungen von Temperatur und Luftfeuchtigkeit zu schützen, stellte ich sie in mein kleines Gartentreibhaus. Dort standen sie nun, umgeben von Licht und Wärme, und ich pflegte sie monatelang.

Groß war meine Freude, als sich im nächsten Frühjahr an einem Zweig tatsächlich feine Knospen bildeten und er begann, nach und nach Wurzeln zu treiben. Schon längst hatte ich mir ein schönes Plätzchen für ihn inmitten der Wiese hinter meinem Haus ausgesucht. An einem sonnigen Maitag hob ich mit dem Spaten eine Mulde aus, gab viel Dünger hinein und pflanzte den Reiser, der mittlerweile fast schon wie ein kleines Bäumchen aussah, hinein.

Bis jetzt gedeiht er prächtig und ich bin mir sicher, dass er eines Tages ein stolzer Flandrischer Rambur wird.

POETRY

Josée Hümpel-Langen im Gespräch mit der Poetin

HELENE ROGEL

HELENE ROGEL studiert(e) Amerikanistik, Anglistik, Romanistik, Jiddistik sowie Kultur- und Medienwissenschaften. Manches sogar zu Ende. Sie hat in Deutschland, Belgien und England gewohnt, aber kehrt immer wieder zum Niederrhein zurück. Ihre Texte schreibt sie nicht für das stille Kämmerlein, sondern für die Bühne. Dabei kann theoretisch jeder Ort zu einer Bühne werden.

FOTO: MARKUS HOFF | HELENE ROGEL
WWW.YOUTUBE.COM/USER/HELENEROGEL
HELENE.ROGEL@GMAIL.COM



Helene, ich habe einiges über dich und von dir gelesen. In Zusammenhang mit deinem Namen fällt regelmäßig der Begriff Poetry Slam. Ordnest du dich selber dort ein?

Am Anfang habe ich mich kurz daran versucht, aber Poetry Slam ist ein Wettbewerb zwischen Schreibenden, ich persönlich fühle mich dadurch unter Druck gesetzt. Es besteht die Gefahr das vorzutragen, was Punkte bringt. Außerdem herrscht ein Klima der Konkurrenz. Manche schaffen den Balanceakt zwischen Unterhaltung und tieferen Gefühlen – verpackt in sieben Minuten – ich gehöre nicht dazu. Das habe ich recht schnell festgestellt. Ich liebe aber den Bühnenauftritt, den Kontakt mit dem Publikum.

Wie würdest du deine Auftritte dann bezeichnen?

Ich nenne sie Poesieperformances. Das Wort Lyrik benutze ich lieber nicht, es klingt für mich altmodisch, bei mir gibt es kein festes Format. Poesie ist meiner Meinung nach weiter gefasst. Auch eine Bildkomposition oder Musik kann poetisch sein.

Für mich persönlich entfalten Gedichte ihr Wesen in der Regel, wenn ich sie in Ruhe lesen kann. Steht bei dir der Bühnenauftritt im Fokus?

Ja! Poesie ist in ihrer Urform mündlich überliefert. Die Schrift wurde im Nachhinein als Hilfsmittel benutzt. Die Weitergabe von Poesie war ein direktes Gemeinschaftserlebnis. Ich freue mich, wenn ich Menschen erreiche. Besonders wenn sie danach mich erreichen können.

SLAM?

Ich habe dich live gesehen und finde: man muss dich hören und erleben, dann ist es rund. Auf YouTube wird deine Präsenz meines Erachtens weniger transportiert.

Habe ich schon oft gehört, ich sehe das als Kompliment, weil meine Performance Lesen, Hören und Sehen unterstreicht; auf der Bühne wird man demzufolge als Künstlerin, als Gesamtkunstwerk wahrgenommen, es wirkt also nicht nur das Gedicht.

Hat dein Schulunterricht dich zu dieser Leidenschaft inspiriert?

Eher nicht. Die Schule hat damit nichts zu tun. Der Bildungskanon entsprach damals nicht meiner Lebensrealität, war fremd und verstaubt. Er tut es heute noch nicht. Die alten Metaphern haben für mich und viele andere nicht mehr funktioniert. Unser Pathos war in anderen Bildern verpackt.

Wie bist du dann zur Poesieperformance gekommen?

Das Wort war mir immer wichtig. Ich kann mich eigentlich kaum daran erinnern, dass ich nicht geschrieben habe. Als Kind habe ich einzelne Wörter oder Zeilen oft im Kopf wiederholt, um sie nicht zu vergessen. Deswegen lernte ich schon vor der Schule zu schreiben und sammelte Wörter von schönem Klang, z.B. E-qui-li-bri-um und Mo-no-to-nie. Wenn ich heute schreibe, dann oft immer noch um ein Wort herum, dessen Klang mich nicht loslässt.

Haben deine Eltern dich motiviert?

Meine Mutter ist sehr kunstinteressiert, sie ist Fotografin. Ich habe auch sehr früh, mit 2½ Jahren, eine Ballettausbildung angefangen. Schon als ich klein war, habe ich rhythmische Zeilen oder kleine Gedichte verschenkt. Später fand ich lyrische Texte in Kombination mit Musik faszinierend. Thori Amos und Patricia Kaas waren meine Favoriten. Als jüngerer Teenager schrieb ich kaum. Erst mit 18 hatte ich viel Tagesfreizeit und fing ernsthaft damit an.

Über welche Themen schreibst du? Was bewegt dich? Welche Idee(n) möchtest du mit deiner Poesie transportieren?

Ich schreibe vor allem über die Dinge, die ich kenne, und die Menschen, denen ich begegne. Ich schreibe viele Texte über Frauen, die den Namen meiner Protagonistinnen tragen. In meinem Text „Martha“ beschreibe ich Neid unter Kolleginnen, aber auch den immensen Druck perfekt zu sein. Mary ist eine Aktivistin, die ihre Ideale verrät, Cindy reagiert auf häusliche Gewalt mit Mord. Man könnte auch sagen, ich schreibe viel über Frauengeschichten, die sonst nicht der Stoff für Poesie sind.

Wenn ich über die Liebe schreibe, dann immer nur aus der Ich-Perspektive. Meiner Meinung nach gibt es keine Romantik, die für jede/n funktioniert. Ich kann nur für mich sprechen. Da ist die Schwelle zum Narzissmus groß und wird manchmal überschritten. Wir alle sehen erst mal uns selbst. Ob wir es zugeben können oder uns gefällt, was wir sehen, ist ein ganz anderes Thema. Ich habe keine feste Agenda, meine Poesie ist kein politisches Manifest. Letztendlich habe ich keinen Einfluss darauf, wie ich verstanden werde. Und ganz ehrlich: wo bliebe da die Spannung? Ich freue mich immer, wenn mir jemand einen meiner Texte erklärt. Manchmal spiegelt Poesie die Gesellschaft wider. In meinem Fall spiegelt das Publikum zurück.

Welches Feedback bekommst du?

Was ich am meisten höre, ist: „Ich wusste nicht, dass es so etwas gibt. Ich habe etwas Derartiges noch nie gesehen oder gehört.“ Viele, die sonst nicht literaturinteressiert sind, sagen: „Wir mögen dein Programm.“ Es gibt natürlich auch negative Kritik, zum Beispiel: „Deine Stimme ist zu hoch“ oder: „Mach doch mal was Lustiges.“

POETRY

Josée Hümpel-Langen im Gespräch mit Helene Rogel

POETRY SLAM

Unter POETRY SLAM versteht man einen modernen Dichterwettbewerb, der auf der Bühne vor Publikum ausgetragen wird. Der Präsentation der selbstverfassten Texte, die gewöhnlich nicht länger als fünf bis zehn Minuten dauern darf, kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Es dürfen jedoch weder Requisiten noch Musik oder Verkleidung zur Unterstützung benutzt werden. Das Publikum oder eine aus dem Publikum zusammengestellte Jury entscheidet über die besten Texte/Performances.

Und wo trittst du auf?

Das geht im Prinzip überall. Ich habe das Glück, nicht unbedingt Hilfsmittel zu brauchen. Am liebsten sind mir kleine Theater wie das BIS, das Zentrum für offene Kulturarbeit in Mönchengladbach. Hier bin ich schon mehrfach aufgetreten. Die Dunkelheit, die Sitzreihen schaffen eine gute Atmosphäre. Das galt ebenfalls für das Stadttheater, in dem ich eine Performance gegeben habe. Es kann aber genauso gut, wie bereits geschehen, ein Friseursalon oder ein anderer Ort sein. Mittlerweile habe ich einen festen, sehr gemischten Kundenstamm.

Fühlt sich jeder Auftritt gut an?

Ich fremdle am Anfang, habe Lampenfieber, später wird alles routinierter, und wenn sich das besser anfühlt, entscheide ich mich manchmal, Teile des Textes auszulassen, hinzuzufügen oder neu zu interpretieren. Jede Vorstellung ist anders. Manchmal gehe ich auf Sonderwünsche ein oder lasse das Publikum, nach dem System einer Jukebox, Titel ziehen.

Was steht auf dem Plan für die nächste Zeit?

Ich habe ein nichtkommerzielles Album veröffentlicht, das war bis jetzt ganz bewusst ein Nullsummenspiel. Das Wort Nullsummenspiel ist hier so zu verstehen, dass die CD nicht zu kommerziellen Zwecken veröffentlicht wurde. Zurzeit trägt sich die CD selbst da kein Plattenlabel im Voraus für die Pressung aufkommt.

Die Pressung sowie die Kosten für Verpackung usw. sind momentan halbwegs gedeckt durch die Verkäufe. Sollte es tatsächlichen Profit geben, fließt er in ein neues, offenes Videoprojekt. Die Idee ist, Videos zu meinen Texten zu drehen, visuelle Kompositionen, über die der gesprochene Text gelegt wird. Ich versuche interdisziplinär zu bleiben. Zu den MitstreiterInnen gehören Menschen aus verschiedensten Bereichen, Grafik, Musik, Styling etc. Es ist über die Jahre ein Talentpool entstanden, wir unterstützen uns gegenseitig und sind immer offen für neue Menschen und Ideen. So wird die Entstehung der Kunst ebenfalls zum Gemeinschaftserlebnis. Darüber hinaus stelle ich im Moment meine zweite CD zusammen. DUNKELWESEN - meine erste CD – gibt es bald als Download.

Helene, **vielen Dank** für das Gespräch. Bei deinem nächsten Auftritt bin ich wieder dabei. Ich wünsche dir weiterhin viel Erfolg für deine poetischen Performances und alles Gute für deine Promotion!

SLAM?

Arachnophilie

VON HELENE ROGEL

Die kleine kleine Spinne
Sitzt in ihrem Netz
Da kommt der große Regen
Doch die Spinne hält sich fest

Sie wird heut den Sturm besiegen
Denn sieben Leben hat die Katze
Doch die Spinne hat acht Beine
Und sie spinnt sich eine Leine
Die sie fest an Bäume kettet

Wie Odin am Baum der Erkenntnis
Baumelt Arachne vor sich hin
Und es braucht nicht viel Verständnis
Von dem Gezeiteisinn und von dem Rad
Des Lebens und des Schadens
Der durch Gewitter hier entsteht
Die Spinne webt

So will es die Natur
Sie spinnt mit Geduld und mit Bedacht
Die Spinne hat sich nichts gedacht
Nur der Sturm gibt noch nicht auf
Er wirft sich auf die Spinne drauf

Doch Fäden der Erinnerung
Halten sie in ihrem Netz
Es hat die Spinne glatt entsetzt
Sie hält den Wind für mächtig dumm
Ihr Machwerk trotzt der Witterung
Ihr Wille strotzt vor Ignoranz
Während sie in ihrem Webstuhl tanzt
Hört die Welt auf sich zu drehen

Vielleicht hat man sie weggeweht
Doch vielleicht kamen dreißig Raben
Um sich an ihrem Herz zu laben
Das Spinnenherz fliegt jetzt ganz hoch
Im Rabenmagen filetiert
Kannst du mir sagen wer verliert?
Die Spinne friert schon lang nicht mehr
Vom nächsten Sturm ganz unversehrt
Ist sie zu einem Gott geworden
Und der Wind weht jetzt verloren
Von Tau durchsetzt
Durch ein leeres Spinnennetz

POETRY SLAM

Der POETRY SLAM stammt aus den USA und hat seit den 1990er Jahren in der ganzen Welt Verbreitung gefunden. Die Kunstform zeigt ein neues Verständnis von Literatur, in der Alltagsnähe, Gegenwartsbezug, Sprachwitz, Klänge, Unmittelbarkeit und Lust an der Sprache eine besondere Rolle spielen. In dem Geleitwort zur CD „Wortsalat“ von 1998 heißt es, Poetry Slam sei „ein postmoderner Wortsalat mit einem Dressing aus Pop-Ästhetik und Performance“, „mal zornig geschrien, dann wieder lässig gereimt“.

ANMERKUNG DER REDAKTION:
ARACHNOPHILIE | DIE LIEBE ZU SPINNEN

POETRY

Ausschnitte von Gedichten mit neuen Metaphern von Helene Rogel

Dunkelwesen

„Ich möchte toben möchte schreien
Das Digitale analog befreien
Doch es bleibt stumm
Und mein Gesicht
Reflektiert das Bildschirmlicht“

In Dunkelwesen geht es unter anderem um die Einsamkeit der Künstlerin. Die Thematik ist mittlerweile ein Cliché. Ich beschreibe es im Zusammenhang mit Online-Identitäten, die Einsamkeit die trotz immenser „sozialer“ Netzwerke entsteht.

Fanny das PHANTOM

„Ich hab es schon längst verlernt
Was es heißt ein Mensch zu sein
Denn ich lebe nur zum Schein
Allein in meiner Geisterwelt
Ich bin nicht mal ein Superheld
Ich bin nur Fanny das Phantom“

„Fanny das Phantom“ handelt von den vielen Persönlichkeiten die man sich zulegt, um zu gefallen und zu funktionieren, und die den Menschen verdrängen. Die Metapher ist hier eine Comic-Heldin.

NIX passiert

„Und ich denk dass es da diese Mauer gibt
Ein Stacheldraht um Bangladesch
Da wird der Klimawandel echt
Und bevor Gletscher in die Täler fließen
Weiß man das Elend wegzuschließen
Und während Länder überfluten
Ist es mir nicht zu zumuten
Zum Telefon zu greifen
Und meine Nachbarn zu verpfeifen“

In „Nix passiert“ geht es um die Verarbeitung von Trauma, sowohl das persönlich erlebte als auch das durch die Medien berichtete. Der Klimawandel und seine Auswirkungen fungieren hier als ein Beispiel für die Unmöglichkeit der einzelnen, die Menge an Elend auf der Welt zu greifen. Die Unfähigkeit alles zu verarbeiten führt zu einer emotionalen Abstumpfung, letztendlich werden einem auch die Nächsten gleichgültig.

RASCHELBLÄTTERVOGEL VON JOSÉE HÜMPEL-LANGEN

raschelblättervogel
raschelvogelblatt
blätterraichelvogel
vogelraschelblatt
vogelraschelblätter
wind

wind weht raschelblätter
raschelvogelblätter
wind weht blätterraichelvögel
durch die luft,
durch die luft
fffffffffffft

durch die luft
fliegen raschelblättervögel
fliegen raschelvogelblätter
fliegen blätterraichelvögel
durch die lufffffft
durch die lufffffft

vogelraschelblätter
blätterraichelvögel
raschelvögelblätter
durch die lufffffft
durch die lufffffft
fffffffffffffffffffft

fffffffffffft
fffffffffffft

Liebes erklärung

AN EINE VERKANNTEN SCHÖNE

VON CHRISTA DEGEMANN

Die Glücklichen unter ihnen konnten Straßennamen rund um den Stadtwald aufweisen, oder die Bismarckstraße, die Wilhelmshofallee. Sie kamen aus Vierteln, die die Namen von Dichtern oder Musikern trugen. Bockum war auch in Ordnung, Fischeln, Schiefbahn oder Willich wurden akzeptiert, selbst Oppum und Linn konnten unbehelligt passieren. Aber Gladbacher Straße?

Angesichts der kritischen Blicke, des unübersehbaren Naserümpfens fühlte ich mich im Kreis meiner Mitschülerinnen gleich diffus schuldig, irgendwie deplatziert und nicht frei von Peinlichkeit, wenn ich in der Klasse meine Anschrift laut nennen musste. Man kam einfach nicht von der Gladbacher Straße, wenn man das Mädchengymnasium der Ursulinen besuchte. Ich lernte eine bittere Lektion.

Zwar verstand ich, dass meine Straße es damals mit der wohlhabenden Bürgerlichkeit anderer Viertel nicht aufnehmen konnte. Hier lebten vorrangig Arbeiterfamilien, deren Väter meist mit der Straßenbahn zu ihren Arbeitsplätzen ins Stahlwerk fuhren. Meine Familie lebte mit ihrem Betrieb nicht unwesentlich vom Durst dieser Menschen. Zu Großvaters Weisheiten gehörte die lapidare Feststellung: „Wenn et dem Arbeiter jut jeht, jeht et uns auch jut!“ „Besserverdienende“, die sich das damals noch nötige Schulgeld leisten konnten, bildeten eine Minderheit und Doktoren waren bei uns nur die wenigen ansässigen Ärzte.

EIN KINDERLEBEN AUF DER STRASSE

Für mich war meine Straße der Abenteuerspielplatz vor der Tür gewesen. In der Erde unter den Bäumen machten wir kleine Kuhlen und spielten mit Klickern. Das waren Tonmurmeln und einige wunderbar vielfarbige Glaskugeln, die wir wie einen Schatz in kleinen, von den Müttern genährten Beuteln hüteten. Die Jungen übten sich im Pfennig-Werfen. Hinkelspiele wurden auf das Pflaster gezeichnet. Wir trainierten Seilspringen, vorwärts, rückwärts und zu zweit. Meine Freundin Inge und ich führten kuriose Gespanne spazieren: Inges Puppenwagen war ein großer, luxuriöser weißer Korbwagen. Mein Gefährt sah daneben winzig und arg bescheiden aus. Doch in Inges Wagen saßen kleine Püppchen, die in der weiträumigen Nobelkarosse unglücklich verloren aussahen.

Dagegen waren meine Puppen groß und konnten bestenfalls zu zweit in den Genuss einer Ausfahrt kommen.

Bald wechselten wir das Gefährt und fuhren Roller. Wenn wir Schellemännekes spielten, konnten wir schnell flüchten, ehe die von unserem Klingeln aufgeschreckten Nachbarn unserer habhaft werden konnten. Mit den Rollschuhen lieferten wir uns lange Rennen. Die Platten der Gehwege waren nicht immer eben verlegt, so dass schmerzhaft Stürze, bepflasterte und später vielfach vernarbte Knie zu den Initiationsspuren der Kindheit gehörten. Schnell waren wir bei Freunden in den Nebenstraßen, in der schauerlichen Küche des Metzgers, im Hinterhof beim Schuster, mit dem man Briefmarken tauschen konnte oder im Lager des Lebensmittelgeschäftes, wo Kartons in allen Größen zu ausgefallenen Spielen lockten. So liefen wir, gerade des Lesens mächtig, mit einem Karton, auf dem groß „Camelia“ stand, auf die Straße und riefen: „Ein Pfund Camelia, eine Mark!“ Anschließend stärkten wir uns mit einem köstlichen Gemisch, das wir uns in kleinen Tüten zusammenrührten: Kakaopulver, Zucker und Haferflocken.

Hinter den Höfen und Gärten in Sichtweite des Wasserturms gab es noch eine kleine Landwirtschaft, wo man auf Möhren und Kohlrabi hoffen durfte, manchmal auch auf einen kurzen Ritt auf dem braven Ackergaul. Zum Einzugsgebiet der Kinder von der oberen Gladbacher Straße gehörte auch der alte Friedhof, auf dem unter Hecken und Rhododendronbüschen Gänge und Verstecke lockten. Aber es lockten auch schaurige Mutproben. Es gab eine Gruft, die mit einem Eisendeckel verschlossen war. Wie oft sprachen wir davon, diesen Deckel heben zu wollen. Endlich versuchten wir es, um, als wir glaubten, der Deckel habe sich ein wenig gehoben, mit großem Gekreis erschrocken fortzulaufen.

Da fühlten wir uns auf unserer Straße doch erheblich sicherer und sahen hier der Herausforderung im Lager der nachbarlichen Schreinerwerkstatt, nämlich Probeliegen im Sarg, gefasst entgegen.

ZEITENWENDE

Ich erinnere mich noch ganz dunkel, passenderweise, an „Latäre-Pitt“, der, gewappnet mit einer langen Hakenstange den Ring an den Gaslaternen zog und so für nächtliche Beleuchtung sorgte. Der „Heringsbändiger“ kam noch einige Jahre. Mit seinem großen Handkarren versorgte er die Hausfrauen mit Fisch. Später musste ich dann des Öfteren mit einem Teller zur Eckgaststätte gehen, um dort am „Rämpken“ eingelegte Heringe für zu Hause zu holen. Den Tommis, wie die britischen Besatzungssoldaten genannt wurden, die oft über unsere Straße fuhren, sahen wir mit Scheu nach. Wir verstanden nicht, warum sie da waren. Ebenso wenig verstanden wir manche Sätze der Erwachsenen, wenn sie über die Vergangenheit sprachen. So habe, zu Adolfs Zeiten, ein Nachbar auf die Frage, was er denn jetzt so mache, geantwortet: „Wir lösen die Judenfrage.“

Zur Not, wenn uns Kindern gar nichts mehr einfiel, hockte man an der Fensterbank und schaute nach draußen. Denn immer kam die heiß geliebte Straßenbahn und der Verkehr wuchs und wuchs. Nie war es langweilig auf unserer Straße.

Mit dem Wechsel zur Höheren Schule kam das Fahrrad, nötigte mich auf den Radweg und das Leben auf dem Bürgersteig und in der Nachbarschaft schlief für mich ein.

Zu den Krefelder Arbeitern kamen die Francescos und Guiseppos hinzu. Es blieb nicht bei „zwei kleinen Italienern“. Ihnen folgten die Gastarbeiter aus der Türkei mit den vielen rätselhaften „Ü“ in Namen und Sprache. Auch für meine Straße galt: Deutschland hatte Gastarbeiter gerufen und es kamen Menschen. Diese Lektion lernte ich gern.

UND HEUTE?

Meine alte Volksschule 19 heißt heute „Regenbogenschule“. Genau richtig für eine Straße, in der „Multikulti“ mit Licht und Schatten für beide Seiten seit Jahrzehnten gelebt wird. Inzwischen mischen sich Studierende der Fachhochschule aus Asien und Afrika in das bunte Bild und für Farbe sorgen neuerdings zudem auch Künstler, die sich in einigen Häusern und Höfen niedergelassen haben.

Die alten und neuen Anwohner freuen sich über die gelückte Renovierung der großen Straße, die nun etwas stiller und auch gefahrloser geworden ist. Manche Krefelder, die dort seit Jahrzehnten, wenn nicht seit Lebzeiten wohnen, fühlen sich durch die neuen Übergänge persönlich beschenkt. „Haben wir es nicht schön?“, heißt es bei ihnen. Oder: „Ich möchte nirgendwo anders wohnen.“ Und sie preisen sich glücklich, mit der Straßenbahn in Kürze in die Stadtmitte gelangen zu können. Doch sie können dabei nicht umhin, die vielen Fenster zu sehen, die vom Leerstand sprechen. Schade um viele der schönen alten, stadtnah gelegenen Bürgerhäuser.

Billiges Bauland hat zahlreiche Familien veranlasst, an die öde Peripherie der Stadt zu ziehen. Die Gebliebenen setzen kleine Zeichen der Zuneigung zu ihrer Straße, wenn sie in heißen Zeiten ihre Bäume, die aus dem Bild der Straße nicht mehr wegzudenken sind, mit Wasser versorgen.

DER WASSERTURM

Doch etwas fehlt für immer: der alte Wasserturm. Er war ein besonders originelles Exemplar seiner Art. Er musste dem Ausbau einer Kreuzung und schnöden Wohnblocks weichen. Er war unser Wahrzeichen, unser Leuchtturm! Ihn zu sehen, wenn man von Ausflügen und Reisen zurückkam, hieß, nach Hause zu kommen. Sein Abbruch, sein Fehlen bleibt mir für immer ein schmerzlicher Makel im Bild meiner alten Schönen. Würden die Stadtväter und Stadtmütter heute noch einmal einen so gnadenlos gedankenlosen Abbruch eines liebenswürdigen Altertümchens beschließen? Ich hoffe nicht. Was hätte mein Großvater gesagt:

*„Mot dat denn
all noch ens passiere?!“*



DER ALTE KREFELDER WASSERTURM
IM AUGENBLICK DER SPRENGUNG
FOTO: STADTARCHIV KREFELD
OBJ. NR. 5851



GEFÄHRLICHE AUSTRALIER

VON ELKE ROOB

FOTOS: DIETER GRINS

Der Titel diese Beitrages – allerdings ohne Fragezeichen – stammt von einem Dokumentarfilm über die gefährliche Tierwelt Australiens.

Und jetzt saß ich doch hier in einem Jeep und nahm an einem Tagesausflug durch den Litchfield National Park teil.

Dabei hatte ich mir für die letzte Woche meines Australien-Aufenthaltes Abstinenz von jeglichen Besichtigungen und Ausflügen verordnet. Nach sechs Wochen Rundreise von Sydney über Canberra, Melbourne, Alice Springs und Uluru hatte ich von einer ruhigen Badeurlaubwoche an der Nordküste Australiens geträumt und mich deshalb in ein Hotel in Darwin einquartiert. Den hoteleigenen Schwimmbad würdigte ich kaum eines Blickes und freute mich stattdessen aufs Meer: Natur pur statt der Chemiekloake hinterm Hotel. Ich hätte mich mal besser informieren sollen! Das Baden am Mindi Beach, dem Strand von Darwin, war wegen der gefährlichen Salzwasserkrokodile strengstens verboten.

Ich hatte am Tage zuvor eines der imposantesten Exemplare präpariert im Museum Darwins bestaunt, und es hatte mir mächtigen Respekt eingeflößt. Auf

dem Weg zurück zum Hotel war mein Blick dann auf ein Plakat, gefallen, das für eine Jeep-Tour in den Litchfield National Park warb. Besonders angezogen fühlte ich mich von der Aussicht, an einem Billabong, also einem Wasserloch, eine Badepause einzulegen. Die Teilnehmer sollten deshalb ihre Badesachen nicht vergessen.

Ich buchte umgehend für den folgenden Tag – ja, und so ließ ich mich gemeinsam mit fünf weiteren Touristen jetzt durch die Gegend kutschieren: vorbei an über 3m-hohen Termitenhügel, die ich für Grab- oder Gedenksteine gehalten hätte, wenn die Dame am Steuer uns nicht eines Besseren belehrt hätte. Wie eine Dame sah Kate eigentlich gar nicht aus, eher wie ein Naturbursche mit praktisch kurz geschnittenem Haar, das sie mit einem khakifarbenen Safarihut vor der Sonne schützte. Ihre ebenfalls khakifarbenen Bermudashorts gaben den Blick frei auf ihre sonnengebräunten strammen Waden. Darüber trug sie ein langärmeliges kariertes Baumwollhemd und einen breiten Gürtel. Die Füße steckten in knöchelhohen Wanderschuhen. Sie redete unun-

terbrochen: über die Landschaft, die wir durchquerten, und die Lebensweise und Mentalität der Australier; und sie wurde nicht müde, ihr Land und seine Einwohner zu loben. Sie hatte das Northern Territory zwar noch nie verlassen, war sich aber sicher, eine schönere Gegend, in der es sich besser leben ließ, konnte es auf der ganzen Welt nicht geben.

Wir lauschten, staunten und stimmten ihr zu. Meine Enttäuschung über die Unmöglichkeit, hier im Meer zu schwimmen, hatte ich tatsächlich fast vergessen. Ja, Australien war wunderschön, und besonders schön war der Platz, den Kate für unsere Badepause ausgesucht hatte: Wangi Falls: ein fast kreisrunder Billabong mit kristallklarem Wasser, der von einem Wasserfall gespeist wurde, der sich aus etwa fünf Meter Höhe tosend in das Wasserloch ergoss. Umgeben war der Billabong von entlaubten Bäumen, die von oben bis unten mit Fledermäusen behangen waren. Wie, um sich gegen das gleißende Sonnenlicht zu schützen, schoben sie ihre Flügel fortwährend über die Augen – ein bizarrer Anblick.



"GEFÄHRLICHES" SALZWASSERKROKODDIL

Das Wasser war warm und weich. Ich legte mich auf den Rücken und schaute in den wolkenlosen blauen Himmel. Dann schloss ich die Augen und ließ mich treiben. Wer brauchte schon das Meer, wenn er in so einem perfekten Billabong schwimmen konnte! Mehrmals durchquerte ich das Wasserloch, bis zum Wasserfall und wieder zurück, bis die Pause zuende war. Ich wählte eine bequemere Stelle zum Ausstieg als die, die Kate uns für den Einstieg empfohlen hatte. Und da stand es – das Schild: „Dies ist das Zuhause von fünf Krokodilen. Bitte stört sie nicht!“.

„Wussten Sie, dass in dem Wasserloch Krokodile sind?“, herrschte ich Kate an, die ich auf dem Weg zum Jeep traf. Sie lachte:

„Das sind doch nur kleine Süßwasserkrocodile. Die sind nicht wirklich gefährlich; die pitschen einen höchstens.“

„Von wegen nicht gefährlich! Wenn ich den Kopf eines Krokodils hätte auftauchen sehen, hätte ich sofort 'nen Herzinfarkt bekommen.“

Ich war stinkwütend: Wie konnte sie so leichtfertig mit meinen Ängsten, meinem Leben umgehen! Sie aber lachte weiter: „Nun seien Sie mal ehrlich: Sie wären niemals in den Billabong gegangen, wenn Sie vorher von den Krokodilen gewusst

hätten. Und das wäre doch schade gewesen, denn es hat Ihnen doch Spaß gemacht, oder?“ - Was konnte ich darauf noch entgegenen.

Wieder in Krefeld, las ich nur wenige Tage später eine kurze Meldung in unserer regionalen Tageszeitung, dass ein junger deutscher Tourist beim Baden in einem Fluss im Litchfield Park/Australien von einem Krokodil tödlich verletzt worden sei.



"HARMLOSES" SÜSSWASSERKROKODDIL

Termiten sind „weiße Ameisen“. So lernte ich und so steht es in einem Lexikon von 1973. Schaut man in ein aktuelles Lexikon der Biologie, wird dem vehement widersprochen. Termiten seien eher mit den Schaben als mit den Ameisen verwandt, heißt es nun. Sie seien staatenbildende Bewohner der heißeren Klimazonen.

Ich bin keine Biologin. Mein Interesse an den Termiten, genauer an ihrer Baukunst, wurde 2008 geweckt, bei einer Reise durch das menschenleere australische Outback.

Mich faszinierten die unterschiedlichen Siedlungstypen und Behausungen. Ich begann zu vergleichen, zu fotografieren und zu beschreiben.

An diese Aufzeichnungen erinnerte ich mich, als ich Elke Roobs Bericht „Gefährliche Australier?“ las. Die Termitenbauten spielen darin eine untergeordnete Rolle. In meinem Beitrag sind sie die faszinierende Hauptsache.



DIE GROSSEN BAUMEISTER AUSTRALIENS

VON GERTRUD GRINS

FOTO: DIETER GRINS

TERMITEN

Termiten gründen ihre Städte und Dörfer vorwiegend dort, wo der Lebensraum für Menschen zu unwirtlich ist – in Wüsten, Steppen und Savannen. In weiten Teilen Nordaustraliens bestimmen Termitenhügel das Landschaftsbild.

Es ist nicht unbedingt die Farbe, durch die sie hervorstechen, sondern ihre ungeheure Ausdehnung. Es gibt Quadratkilometer große Termitenstädte in einheitlichem Zementgrau, Dörfer in Umbragrün oder unscheinbarem Beige. Besonders gut gefielen mir Ansiedlungen, die ockerfarben in den Himmel ragten. Am schönsten aber waren die, bei denen – die für Australien typische – rote Erde als Baumaterial verwendet wurde. Sie leuchteten im Abendlicht in unglaublich satten oxsenblutrot.

Neben der Ausdehnung der Anlagen und ihrer Farbenvielfalt ist die unterschiedliche Architektur beachtenswert. Termiten sind die Landbesetzer mit den begabtesten Architekten. Jeder von ihnen scheint zu wissen, dass ein Haus nicht auf Sand gebaut sein darf, sondern ein festes Fundament braucht, um unbeschadet ein Buschfeuer, Stürme oder Überschwemmungen zu überstehen. Außerdem planen die Konstrukteure die Bauten klimagerecht und sie passen sie dem jeweiligen Bedarf der Bewohner an. Die ausführenden Bauarbeiter haben Erfahrung darin Sand, Ton und Zellulose von Bäumen, Büschen und Gräsern mit Kot und Speichel so zu verkleben, dass ihr fertiges Mauerwerk die Festigkeit von Sandstein besitzt.

Um ihre Verteidigungsbereitschaft zu signalisieren, werden den Ansiedlungen häufig trutzige Fluchtburgen vorgelagert, die Angreifer abschrecken sollen. Innerhalb eines Wohngebietes entscheiden sich die meisten Bauherren für ein solides Einfamilienhaus, das sie vor Fressfeinden und vor den Unbilden der Witterung schützt. Natürlich besitzt jedes Gebäude eine funktionierende Klimaanlage und ein ausreichend dimensioniertes Lüftungssystem, um das Leben so angenehm wie möglich zu machen.

Wie groß die Kammern und Gänge im Gebäude sein müssen, hängt von der Körpergröße der Auftraggeber ab. Besonderen Wert müssen die Architekten dabei auf die Wünsche der Königin legen. Sie ist das Familienoberhaupt und beansprucht feudal gestaltete Räumlichkeiten ganz im Inneren des Palastes. So lange eine Familie noch relativ klein ist, genügt ihr ein bescheidener Bau. Je größer sie wird – es soll Gemeinschaften geben, die aus mehreren Millionen Individuen bestehen –, desto mehr Platz wird benötigt und umso mehr Hallen, Kammern, Flure und Gänge müssen errichtet werden. Erfahrene Architekten berücksichtigen das schon bei der Planung. Ihre Entwürfe sehen stets einige An- und Ausbaumöglichkeiten vor.

Mitleid verdienen die Ärmsten der Armen. Sie müssen sich mit mickrigen Hütten am Straßenrand begnügen, denen ständig die Gefahr droht, von einem Lastkraftwagen oder einer Straßenbaumaschine zermalmt zu werden. Allerdings gelingt es findigen Häuslebauern, Straßenschilder oder Leitpfähle in ihre Behausungen zu integrieren. Dadurch sind sie vor unachtsamen Autofahrern etwas besser geschützt.

Jede Gemeinschaft legt Wert darauf, ihr Anwesen individuell zu gestalten. Schließlich möchte sie ein Haus, das unverwechselbar ist, das sich von dem der Nachbarn deutlich unterscheidet.

Sehr beliebt sind Siedlungen im gotischen Stil. Ihre Klimaanlage arbeiten besonders wirkungsvoll. Weil sie in Nord-Südrichtung aufgestellt sind, kann die Morgensonne die nachtkalten Wände aufheizen und für eine angenehme Innentemperatur sorgen. Die schlanken Türme und die filigranen Skulpturen bieten der senkrecht stehenden Mittagssonne nur wenig Oberfläche, dafür aber dem Wind genügend Möglichkeiten die Hitze abzuleiten. In der Abendsonne tanken die Wände nochmals Energie für die Nacht auf. So bleibt die Temperatur im Inneren der Gebäude relativ konstant.

Wo es möglich ist, werden zudem die Behausungen im Grünen errichtet. Die Architekten raten Bauwilligen, den vorhandenen Baumbestand zu nutzen, denn schattenspendende Bäume erhöhen den Wohnwert der Häuser. In diesen Gegenden haben sich die emsigen Tierchen auf die Errichtung barockanmutender Gebäude spezialisiert, wobei echte Kuppelbauten eher selten anzutreffen sind und Kapellen mit Zwiebeltürmen zu den Raritäten gehören. Ihren Stararchitekten verdanken die Termiten auch die prächtigen Dome, die nahe von Wohnsilos oder in Stadtkernen errichtet wurden und die schon Generationen von Menschenleben überdauert haben.

Auf der Cape York Halbinsel im Nordwesten Australiens sind statt weitflächiger Städte Wolkenkratzer (bis sieben Meter hoch) entstanden. Wie viele Individuen darin wohnen, das kann man nur schätzen. Seltsamerweise sieht man die Bewohner am Tage nur vereinzelt. Selbst die größten Behausungen wirken unbewohnt. Trotzdem muss es sie geben, diese kleinen Lebewesen mit der hochentwickelten Baukunst. Für sie sind Wüsten und Steppen der ideale Lebensraum.

DAS LEBEN IST KURZ, KOMM, LASS UNS TANZEN!

TEXT: GERTRUD GRINS

FOTOS: DIETER GRINS

KUBA 2015





Wer 18 US-Dollar im Monat verdient – das ist das durchschnittliche Monatsgehalt eines Bankangestellten –, will wenigstens einmal in der Woche die Misere, in der er lebt, vergessen und fröhlich sein. Dabei hilft der Rum. Ron, wie die Kubaner den Rum nennen, ist billig. Er gehört zu den Grundnahrungsmitteln, die stark subventioniert sind.

MONEY, MONEY, MONEY!

___ In den staatlichen Läden | 1 zahlen die Kunden mit der nationalen Währung CUP | 2. Um am freien Markt teilzunehmen, braucht man CUC, die internationale Währung (100 CUP entsprechen 4 CUC = 4 US-\$). Um Produkte kaufen zu können, die staatliche Stellen nicht anbieten, muss man zum Lohn noch weitere Einkommensquellen erschließen.

___ Wer eine Fremdsprache beherrscht, arbeitet in der Saison als Fremdenführer/in anstatt als Lehrer/in. Ingenieure betreiben zusätzlich eine Privatpension, Barkeeper haben einen Hochschulabschluss, Krankenschwestern öffnen ihr

1 | Geschäfte kann man die staatlichen Verkaufsstellen eigentlich nicht nennen. Sie verstecken sich in sanierungsbedürftigen Gebäuden, hinter unglaublich alten Türen. Das Personal steht geistesabwesend hinter vorsintflutlichen Ladentheken. Die Kunden sind Bittsteller, manches Mal scheinen sie Störenfriede zu sein. Bei dem geringen Lohn ist das kein Wunder.

2 | Der Währungscode CUP steht für Peso Cubano und CUC steht für Peso Convertible (tauschbar).

Haus für Gäste. Auf diese Weise erwirbt man CUC, denn Touristen bekommen beim Geldtausch ausschließlich CUC und damit zahlen sie. Mit CUC steigt das wirtschaftliche Ansehen und mit CUC steigt der Service. Manche kubanische Familie erhält Zuwendungen | 3 von ihren Verwandten, die seit Jahrzehnten in Florida leben und darauf warten, dass der Sozialismus zusammenbricht. Seit die USA das Embargo gelockert haben, fallen Exilkubaner in großer Zahl ein. Und es steht zu befürchten, dass der US-Dollar Kuba mehr verändern wird, als den Besuchern lieb ist. Auch mein Mann Dieter und ich wollten Kuba und die Kubaner kennen lernen, ehe Dollarinvestitionen das Land zu stark verändern.

3 | Wer US-Dollar tauscht, muss allerdings einen Abschlag von 10 % des Kurses in Kauf nehmen. Unter der Hand wird deshalb der US-Dollar als zusätzliches Zahlungsmittel akzeptiert.

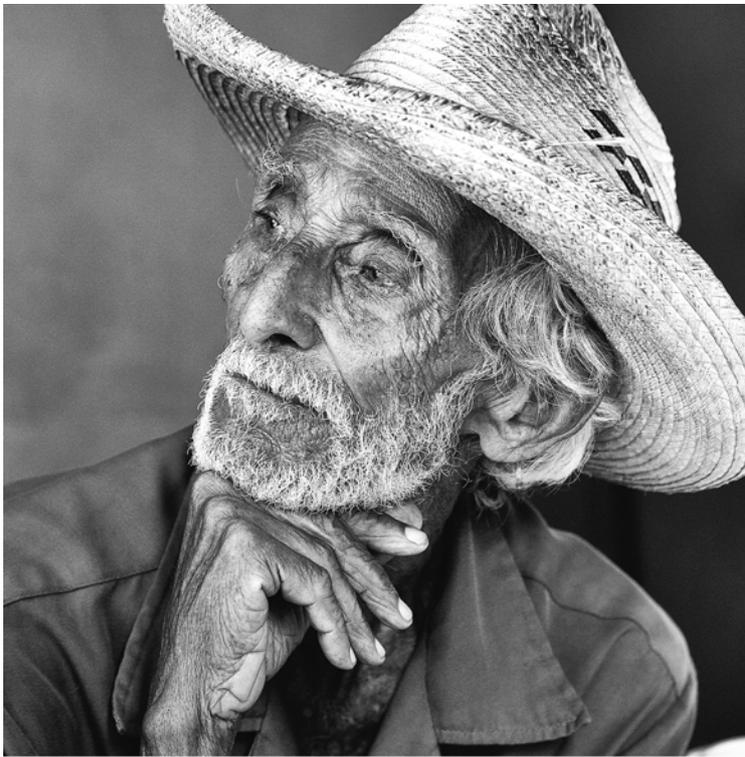
TROPISCHE HITZE

___ Im September 2015 flogen wir nach Havanna. Unsere Reise | 4 führte uns von der Hauptstadt nach Viñales im Nord-Westen bis nach Santiago de Cuba im Süd-Osten, also über die ganze Insel und wieder zurück nach Havanna.

___ In meinem Tagebuch stand nach der ersten Woche: "Es war ein Fehler, nach Kuba zu fliegen. Ich bin für die Hitze nicht geschaffen. Die im Sozialismus entwickelte Schlitzohrigkeit der Kubaner nervt. Je heißer, je mehr".

___ Im September stiegen die Tagestemperaturen auf 38° bis 42° C. In der Nacht kühlte es kaum ab. Zu unserer Verwunderung hatten alle Zimmer in den privaten Unterkünften, die für uns vorgebucht waren, ein kleines Bad, einen Ventilator und sogar eine Klimaanlage. Die alten Geräte hämmerten

4 | Wir hatten eine organisierte Individualreise für zwei Personen gebucht.



RAÚL HERMIRES (92 J.)



STADTVERKEHR IN HAVANNA

gnadenlos die kühlere Luft durch die Räume. Um schlafen zu können, stellten wir sie zeitweise ab.

___ Schon am frühen Morgen starteten wir unser Tagesprogramm. Während der Mittagshitze erholten wir uns im Schatten oder in klimatisierten Räumen. Erst am Spätnachmittag waren wir bereit zu neuen Taten, und füllten die Zeit mit unvergesslichen Erlebnissen. Zum Beispiel mit dem Besuch ...

... BEI RAÚL HERMIRES (92 J.)

___ Der alte Mann erwartete uns. Sein Enkel | 5 stellte uns vor. „Deine Gäste sind auch meine Gäste“, begrüßte er uns und bat uns ins Haus. Es war nur eine Betonhütte, aber der alte Herr lebte hier selbstbestimmt und zufrieden. Materielles sei ihm nicht mehr wichtig, dass seine Stimme Gehör findet, wohl. Deshalb erzählte er gerne aus seinem Leben.

___ „Ich habe es ausgeschlagen, in Havanna zu leben. Denn die Reiche und Schöne, die es mir anbot, interessierte nicht, was aus meiner Familie wird. Dann adieu, habe ich gesagt. Keine schöne Frau und kein Geld der

5 | Den Enkel lernten wir bei Freunden kennen.

Welt kann dir die Familie ersetzen.“ Seine Welt blieb die des arbeitsamen Campesinos (Landarbeiters). Dieses Leben hat seine Frau mit ihm geteilt. Nachdem sie verstorben war, wollte er weder bei seiner Tochter noch im Haus seines Enkels wohnen. Er wollte ihnen nur nahe sein. Und das war er. „Ich hatte ein erfülltes Leben. Ich bin Teil der Natur und werde zur Erde zurückkehren. Das ist mein Los. Das ist das Los aller Menschen – reich oder arm. Ich bin jederzeit zum Aufbruch bereit“, sagte er uns. Und auch, dass er Fidel Castro schätze, der habe seine Welt zu einer besseren gemacht. Bewegt verabschiedeten wir uns von diesem würdevollen und weisen alten Kubaner aus dem Viñales Tal.

STOPP IN LAS TERRAZAS

___ Las Terrazas ist ein Vorzeigeprojekt, das nach der Revolution geschaffen wurde. Für arme, landlose Familien baute man passable Unterkünfte. Statt als ausgebeutete Arbeiter im Kaffeeanbau sollten die Menschen in einer sozialistischen Kommune nach gleichen Rechten leben. Jeder brachte sich nach seinen Möglichkeiten ein. Der von den Großgrundbesitzern des Profits

wegen bedenkenlos gerodete Wald wurde aufgeforstet. Die Bergregion ist ein Naturpark geworden. Trotzdem hat sich der Traum von einer besseren Welt für die Familien in der Kommune auf Dauer nicht erfüllt. Sie stecken in einer Sackgasse. Verlassen, verloren, antiquiert, statt touristisch ausreichend frequentiert, lebt man rückwärtsgerichtet am Rande des Existenzminimums und träumt von alten Zeiten. Die Kinder wandern ab.

IM ZENTRUM DES TABAKANBAUS

___ Ganz anders erlebten wir Viñales. Das Städtchen steht unter Denkmalschutz, aber die Menschen schauen vorwärts. Warten, dass der Staat hilft, war gestern. Heute ist man selbst aktiv. Im Ort werden überdurchschnittlich viele Fremdenzimmer angeboten. Man wirbt mit Fahrradverleih und Autovermietung, empfiehlt, die Tabakfelder oder die Mogote | 6 Dos Hermanos und Mogote del Valle, die malerisch aufragenden bewaldeten Hügel im fruchtbaren Viñales Tal, zu erkunden.

6 | Mogote sind domähnliche Hügel aus Kalkstein, die aus der flachen Landschaft ragen.



VERKEHRSMITTEL IN TRINIDAD

___ Bis zur prähistorischen Mauer war es nur ein Katzensprung. Versteinerte, vorgeschichtliche Lebensformen hat man, stark vergrößert, in knalligen Farben auf eine Steilwand gemalt. Damit sollte den oft leseunkundigen Campesinos die Natur, in der sie leben, näher gebracht werden. Eine erfolgreiche Arbeitsbeschaffungsmaßnahme war es außerdem. Heute ist die Mauer gegen eine geringe Gebühr zu besichtigen.

ÜBER LAND

___ Auf der Autobahn Richtung Cienfuegos führen wir eine Tankstelle an. Es gab tatsächlich Super Benzin. Der Preis war ausschließlich in CUC angegeben 1,10 CUC/l. Ich erschrak. Mit einem Monatslohn von 18 CUC kann man nicht einmal eine Tankfüllung bezahlen. In den Kleinstädten und auf dem Lande sind deshalb Pferdekutschen, Fahrradrickschas und Fahrräder die wichtigsten Verkehrsmittel. Wer längere Distanzen zurücklegen will, muss sich der Ladefläche eines LKW anvertrauen. Wer etwas mehr Geld ausgeben kann, nimmt den Bus.

___ Ich betrat den Laden, der zur Tankstelle gehörte, um etwas von dem zu kaufen, das draußen in großen Lettern

offeriert wurde. Gelangweilt schaut die Bedienung mich an. „Einen Kaffee bitte.“ – „Haben wir nicht.“ „Ein Baguette, bitte.“ – „Gibt es nicht.“ „Dann nehme ich Joghurt, dazu zwei Löffel bitte.“ – „Löffel haben wir nicht.“

___ Also kein Joghurt. Verzweifelt schaute ich mich um, entschied mich dann für Tomatensaft. Dass die Packung aufgeschnitten werden musste, erkannte ich zu spät. Die Verkäuferin schaute gleichgültig weg, als ich sie um Hilfe bat. Ein junger Mann aus dem Technikbereich erbarmte sich meiner. Er besorgte eine Rasierklinge und schnitt die Verpackung auf. Ein Lehrstück in sozialistischer Misswirtschaft und unerwarteter Hilfsbereitschaft.

___ Die großplakatierten Parolen an den Durchgangsstraßen haben anscheinend wenig bewirkt. Sie muteten an wie eine Farce: LAS MUJERES CUBANAS POR LA PATRIA (Kubas Frauen für das Vaterland) – TRABAJA DURO! (Arbeite hart!) – LA REVOLUCIÓN ES IRREVERSIBLE (Die Revolution ist unumkehrbar) – HASTA LA VICTORIA PARA SIEMPRE (Bis zum immerwährenden Sieg).

___ An den Sieg des Sozialismus glaubt die Mehrheit der Kubaner inzwischen nicht mehr. Von ihrem Lohn können sie

nicht leben und Parolen machen nicht satt. Man schlägt sich durch, irgendwie, mit viel Phantasie und mit Hilfe des Zusammenhaltes in der Familie.

___ Ich staunte über die Geduld der Wartenden beim Schlangestehen vor den Internetläden in den Fußgängerzonen. Nur schubweise lässt man sie ein, um ihre Email-Konten an staatlich überwachten Computern zu nutzen. Gleichermassen bewunderte ich das den Kubanern eigene Organisationstalent und den scheinbar unverwüstlichen Optimismus. Und ich erlebte ihre unglaubliche Spontanität.

DER MUSIKER FERNANDEZ

___ In der üppigen Wildnis des botanischen Gartens von Cienfuegos hätten wir uns beinahe verirrt. Fernandes, er war Bauer, hockte mit seiner Gitarre in der Cafeteria, als hätte er auf uns gewartet. Louis, unser Reiseleiter, auch Gitarrist, stellte den Kontakt her. Die Männer fachsimpelten über Gitarren und ihre Art sie zu spielen. Beide konnten keine Noten lesen, aber sie hatten ein gut ausgebildetes Gehör, und sie beherrschten das Instrument. Sie spielten und sangen für uns ein paar Melodien, die ins Herz trafen. Sogar



MUSIKER IN TRINIDAD

für eine Zugabe nahm Fernandez sich noch Zeit. Hier sammelten wir einen der glänzenden Mosaiksteine für unseren Erinnerungskasten.

WEITER UNTERWEGS

___ Auf der Carretera Central säumten Zuckerrohrfelder die Straße. Zuckerrohrsaft, der Stoff, der die Zuckerbarone einmal reich gemacht hatte. Mit dem Geld aus dem Export von Zucker und Rum finanzierten sie die prachtvollen Villen, die seit Jahren verfallen oder vom Verfall bedroht sind. Und heute? Ich fragte nach. Kuba muss Zucker importieren. Die staatseigene Produktion reicht nicht, um den Bedarf zu decken. Begreiflich wurde mir das erst, als ich die marode Zuckerfabrik vor Bayamo sah. Eher eine Industrieruine. Ob der Verfall wirklich allein dem Handelsembargo der USA geschuldet ist? Es könnte genug Zuckerrohr angebaut und geerntet werden, aber was nutzt das, wenn die Verarbeitung nicht klappt. Also lässt man landwirtschaftlich nutzbare Flächen einfach brach liegen. Si hombre la tierra sirve | 7, lautete eine Parole. Man muss die Geschenke der Natur aber auch zu nutzen verstehen.

7 | Ja, Mensch, die Erde dient dir.

SANTIAGO DE CUBA UND TRINIDAD

___ Wegen der naheliegenden Strände würde ich Santiago de Cuba nicht wieder aufsuchen, die waren weder sandig noch sauber noch schön. Aber die Wallfahrtskirche der Jungfrau der Barmherzigkeit, die hat mir gefallen, und natürlich das karibische Flair Santiagos, auch die Siera Maestra. Die Berge waren Rückzugsgebiet der Revolutionäre, die Fidel Castro um sich geschart hatte. Von hier aus startete die Guerillaarmee ihren Kampf gegen das korrupte Batista Regime, das mit der Flucht des Diktators am 01. Januar 1959 endete.

___ Auf den vier großen Plätzen der Altstadt von Santiago pulsierte das Leben ebenso wie in den Kneipen rundherum. Musik war allgegenwärtig. Hier trafen wir auch den letzten Vertreter des Buena Vista Social Club, Eliades Ochoa. Er spielte nicht selbst, aber er bot einer Altherrenband moralischen Beistand. Senior Ochoa unterstützt Straßenmusiker, deren Rente | 8 nicht zum Leben reicht, wusste unser Reiseleiter. Abends auf der Dachterrasse unserer Pension ließen wir den Tag genüsslich ausklingen, speisten vorzüglich mit Blick über die Stadt und auf die Berge.

8 | Die Kriegsveteranen, Behinderten und Rentner sind die Verlierer des Aufschwungs.

___ Sollten Sie eine Kubareise planen, nehmen Sie sich für Santiago de Cuba drei Tage Zeit und auch drei Tage für Trinidad. In dieses Städtchen habe ich mich verliebt. Hier verbindet sich Kubas koloniale Vergangenheit mit dem Geist des Aufbruchs. In den angrenzenden Bergen ist es kühler und am Sandstrand von Ancón finden Sie Erfrischung im Meer.

DIE HAUPTSTADT HAVANNA

___ Zurück in Havanna, genossen wir noch drei Tage das Treiben in der Altstadt. Das Leben war wie gewohnt quirlich. Am Tag unseres Abfluges erwartete die Stadt Papst Franziskus. Alles war bereit, die Kathedralen renoviert, gesandstrahlt, geputzt, die Straßen gefegt, die Menschen erwartungsvoll gestimmt. Sicherlich, die Hitze war immer noch anstrengend, aber wir ließen uns nicht davon abhalten, weiter nach bunten Mosaiksteinen zu suchen.

___ Lizveth, unsere Reiseführerin in Havanna, gehörte ebenso dazu wie El Poeta (der Poet). Ihn trafen wir im Stadtzentrum. Jeder Passant durfte ein Selfie mit ihm machen. José Héctor Pomelapocha ist Mitglied der Schriftsteller- und Künstlervereinigung Kubas. Er erhielt schon einige Auszeichnungen.



OLDTIMER – RELIKT UND TOURISTENATTRAKTION IN HAVANNA

Aber auch er sieht sich genötigt, sein Einkommen | 9 auf der Straße als Pantomime aufzubessern.

— Lizveth war jung, dunkelhäutig, sprach ausgezeichnet Deutsch, und sie arbeitete als Dozentin an der Universität. Obwohl ihr Gehalt nicht zum Leben reichte, sie wohnte noch bei ihren Eltern, versäumte sie keine Stunde ihren Lehrauftrag. Auf junge Leute wie sie sollte das neue Kuba setzen.

— An den Abenden bummelten wir durch die Gassen und erfreuten uns an den heißen Rhythmen und kunstvollen Tanzvorführungen in den offenen Bars. Und sonst? Natürlich sammelten wir auch Fotos von Oldtimern. Sie lassen bekanntlich Männerherzen höher schlagen. Nahe dem Malecon, das ist die Strandpromenade Havannas, warteten die Vermieter der Nobelkarossen auf Touristen, die bereit waren, tief in die Tasche zu greifen, um sich durch die Stadt kutschieren zu lassen. Die kunstvoll reparierten Überbleibsel aus der Kolonialzeit verdecken, was in Kuba wirklich nötig wäre: Staatliche Willkür abbauen, Häuser restaurieren, Hungernde sättigen, Zerlumppte kleiden, Not lindern.

— Der Sozialismus hat seine Versprechen bisher nicht eingelöst. Es bleibt zu wünschen, dass Kuba trotz aller notwendigen Veränderungen die Eigenstaatlichkeit und Unabhängigkeit (von den USA) bewahrt und dass die Kubaner ihren Stolz, ihren Charme und die sprichwörtliche Lebensfreude nicht verlieren.

**¡BUENA SUERTE!
VIEL GLÜCK!**



TRAUMFAHRT

9 | Das Buch, das er im Arm hielt, war seine Spendenbox.

Mönchengladbacher MUNDART

Irmgard van Wijk

Geboren in Giesenkirchen, lebt seit vierzig Jahren in Beckrath - heute beides Stadtteile von Mönchengladbach. Die Lehrerin im Ruhestand ist verheiratet und hat drei Söhne.

Vor ca. 30 Jahren begann sie Gedichte und Prosa in heimatlicher Mundart zu schreiben.

Schon früh arbeitete sie zusammen mit Wilhelm Hastenrath in der Redaktion für die Heftreihe „Det on dat van osser Platt“.

Sie hat Arbeiten in folgenden Anthologien veröffentlicht: Stimmen der Landschaft; Wat se am Räänsbömmke vertalld hant; Os Bääs op Platt sowie in der oben erwähnten Heftreihe.

Su'emer

Kru'enekrane em
blaue Su'emerovendleejt ---
Jeschenk vörr et Ooch.

Su'emervüjelkes,
leet hen- on wi'erjeworpe.
Wärme Su'emerwenk.

Em donkele Boom
bletzt Leejt von duusend Stroole
e schwatt-jiäl Muster.

Meddachshetz em Jaad ---
Di Hetz ömm mech erömm:
Sööte Wi'emelterloot.

Jänseblömmkes do.
Schneeflocke em Su'emerjras.
Do lich ech wärem.
Em blaue Hemmel,
dä sech em Water spejelt,
schwemmp röösch der Joldvösch.

Duusend Blöte
em knorrije Appelboom.
Em Monndleet et Naits so vreeslech.

Onraas

Ech sett en mi Zemmer on bön janzen alleen,
on öm mech eröm es-et röösch.
De U-er hüer ech ticke, et jeet al op een.
Ech bliiv noch jät sette, hüüt wiad ech net möösch.

Völ han ech te denke on kom net derait
on wet net, wo bön ech bloß draan.
Wat hant werr bespruake, wat hant werr jesait?
Van vüere vänk alles beem Noodenke aan.

Wat wüer jewäss wenn ... on ävver ... on on ...
Wat hött-e jesait möt jät mije Tiit?
Wat hödd-ech jedait on wat hödd-ech jedonn? –
Derr Daach es vörrbee, alles ligg al so wiet.

Ech sett en mi Zemmer on bön janzen alleen.
Doch vööl ech-em öm mech eröm.
Och wenn ech vörr mech ben on wi'er te Heem,
so spreck doch jeddes Deng maar van öm.

Su'emer SOMMER
Kru'enekrane KRANICHE
Su'emervüjelke SCHMETTERLING
Wi'emelter JOHANNISBEEREN
vreeslech UNHEIMLICH

Mönchengladbacher MUNDART

VORGESTELLT
VON **GEORG
NOWAK**

Ihr Interesse gilt der Literatur im Allgemeinen, dem Werk Goethes im Besonderen sowie der Kunstgeschichte. Ihre Naturverbundenheit zeigt sich heute vornehmlich in der Pflege ihres Gartens und ihrem Interesse an Pflanzen.

Sie gehört dem Kreis Mönchengladbacher Mundartautoren an und wirkt bei Mundartlesungen des Autorenkreises mit.

Unterwegs im Regen Ongerwääs em Rään

Es regnet ohne Unterlass.
Wir fahren durch das alte Land.
Die Luft ist grau, und uns begegnen
nur trübe Bäume am Straßenrand.

Im Regen steht das Vieh
hinter hölzernen Zäunen,
und beim Hof und auf der Weide
schwarze und braune Kühe.

Die Häuser liegen niedergeduckt,
und nehmen es, wie es kommt,
und klagen nicht über das Wasser,
was gebraucht wird.

Der Flieder, der steht wieder
in voller Blüte, die weiße nasse Blüte,
so vertraut und immer neu,
der altbekannte Geisterbaum.

Nass sind auch die Kleefelder,
schwer die Weide.
Vögel hörst du immer seltener,
Menschen sieht man kaum.

Aber in dem Unwetter, in dem Mist,
sagtest du etwas, ich hör' es noch:
„Ich find', es regnet doch nicht schlimm,
du sitzt ja neben mir“.

Rääne deet-et, niks wi rääne.
Merr vaare duur-et alde Langk.
De Lout es jriis, on oss bejääne
maar drööve Bööm am Strooterangk.

Do em Rään steet naat- et Veij
henger naate hooete Tuune,
on be' im Hoof on op de Weij u
schwatte Köj on bruune.

De Hüüser lije ni'erjeduk,
wat komme mot de draare,
on ü'ever Water, wat merr bruk,
net ee Wuat de klaare.

Derr Vli'er, dä steet wi'er hu'er en Blööj,
di wette naate Bloom,
so vertrout on emmer nööj, Blüte,
dä aldbekangde Spookeboom.

Naat send och de Klijevelder,
schwuar derr Wijebloom.
Vüejels hüers-de emmer selder,
Mingesche süüs-de koom.

Maar en dat Onwiär, en dä Knöös,
do saits-du jät, noch hü'er ech dech:
„Ech veng, et räänt doch janet wöös,
du sets jo niäver mech.“

Vli'er

FLIEDER

Alte Bezeichnung
für Holunder,
als es den
heute bekannten
Flieder in
unseren Gärten
noch nicht gab.

Spookeboom

SPUK- ODER
GEISTERBAUM.

Bereits die
Germanen
pflanzten
Holunder in
die Nähe ihres
Hauses,
um böse Geister
und Unheil
fernzuhalten.

Mönchengladbacher MUNDART

E Woat vörop – Der Begriff der Heimat in unserer Mundart

Unsere Vorfahren kannten den Begriff Heimat in ihrer heimischen Mundart nicht. Wenn sie etwas über ihre Heimat sagen wollten, dann umschrieben sie den Begriff. Sie beschrieben ihre Landschaft, ihren Wohnort und ihr Zuhause. Das kann-

te durchaus gefühlvoll und romantisch sein.

Im 18. und 19. Jhd. wurde das Wort Heimat im Hochdeutschen hauptsächlich verwaltungstechnisch und juristisch verwendet im Zusammenhang mit Aufenthaltsgenehmi-

gungen, mit der behördlichen Genehmigung zur Eheschließung, mit der Genehmigung ein Gewerbe zu betreiben und mit dem armenrechtlichen Anspruch auf eine Unterstützung durch die Heimatgemeinde.

Min Wuu'etele

Wo sent min Wuu'etele?

Do, wo se eso spreake we esch.
Do, wo di allemoale jeboare wu'ete,
di mesch verop jejange sent.
Do bön esch teheem.

Do, wo dat Lank wiit es
On Hüü'evel et jevällisch maake,
wo an jröone Pääsche de Oore hange bliive,
do bön esch teheem.

Do, wo Leverkes en de Loot stont.
Wo en kloare Bäck löp
on Mü'eleräer sesch dri'ene
do vööl esch mesch teheem.

Do, wo em Su'emer de Vrooch
sesch jolde em Wenk wi'eje deet,
wo em Bäumond de He'ij am blöoe es,
do bön esch jlöcklesch.

Do, wo d'r Böösch em Härevs bonk lööt
on net donkel dräue deet,
wo et no'em Rään e'ade rük,
do vööl esch mesch joot.

Do wo em Wengokter d'r Jriiß ömjeht,
wo Strüük on Bööm Jespenster weade,
on Stroate sesch em Jriise verleare,
do bön esch och teheem.

Wo em Vröjoar Waaterbloome, Ki'esbloome,
Vijölkes on Maibloome blöoe,
do meut esch bliive
böös an mi Eng.

Wenn esch vott bön van deheem,
dann överkütt mesch döcks d'r Jööm,
d'r Jööm no teheem,
dann weet esch, wo min Wuu'etele sent.

Wuu'etele _ Wurzeln | eade ruuke _ nach Erde riechen
Pääsch _ kleine Waldparzelle | D'r Jriiß _ Nebel
Roo _ Ruhe | Waaterbloome _ Buschwindröschen
Leverke _ Lerche | Ki'esbloome _ Gänseblümchen
Bäumond _ Erntemonat (Getreide) | Vijölkes _ Veilchen
He'ij _ Heide | Maibloome _ Narzissen
Böösch _ Wald | Jööm _ Sehnsucht, Verlangen

Mönchengladbacher MUNDART

VON GEORG
NOWAK

Unsere Romantiker von Brentano, von Arnim und von Eichendorff haben Heimat im heutigen gefühlvollen Sinn verwendet und damit in der jetzigen ideellen Bedeutung bekannt gemacht.

Heute wird das Wort Heimat vielfältig verwendet vor dem Hintergrund von Krieg, Vertreibung und Flucht und nicht zuletzt in der Zeit großer Mobilität über Ländergrenzen hinweg.

Quellen:

Begriff Heimat in
„Meyers Großes Konversations-Lexikon“,
sechste Auflage, neunter Band 1909

Emil Feinendegen:
Mundart und Mundartpflege
in Heimatbuch des Landkreises
Kempfen-Krefeld, 1968

Ose Jaad

KINDHEITSERINNERUNGEN AN KRIEGS- UND NACHKRIEGSZEIT

Ose Jaad hingerem Huus midde in de Stadt woar kleen. M'r saite deheem, et woar e klee Bloomepöttche voll Jaad. Möt dä Jaad bön esch opjewaaße. Dä Jaad woar e klee Paradis vör mesch. Minne Vadder hodd avangs des Kreechs dä Jaad nöij aanjelait on hodd genau överlait, wat m'r en en schlaite Tiit em Jaad trecke kööb, oane jeddes Joar nöij te poate on völl te kru'e. 1941, esch woar e Joar ald, wu'edte Zaldat jemäck. Duur d'r Kreesch hodde m'r dodu'er nu wennischtens e bittsche Obs.

An een Sii em Jaad stunge twai Bömkes Schattemorelle. Völl mi'e Platz woar do och net mi'e. Vör di Bööm woare vönef Strüük van ru'e Wimelter jepott. Langes di Strüük jing d'r Jaadewääsch. In de Midde van dä Jaad woar e Rondell. Do drin hodd Vadder e Pi'etschbömke jesatt. Laater han esch dann jehu'et, dat dat „Wasseberjer“ woare. Dat Rondell woar möt Waldmeister tojewaaße.

An di Stell mot esch beschriive, wi dä Wääsch van dat bittsche Jaadelank afjemäk woar. D'r Deivel mach wi'ete, wi mi Vadder dran jekomme woar, di Bejrenzung woare jru'ete Maggi-Fläsche, di verki'et eröm em Boam enjeloote woare, so dat d'r jrödsde Deel van di Fläsche

uut de Ead koam. Dat han esch söb nürjies mi'e jesenn. Himmkes stunge an de Maschedroheck op di jänü'everlijende Sii van di Schattemorelle. Op dat noch kleene vre'e Stöck hodd hä Ärbel-ter jepott.

Jo, on dat woar et dann och all, wat be os em Jaad an Obs wooß. Wenn ör mesch nu vroocht, ov et kenn Bloome en osse Jaad joav, dann kütt mesch en d'r Senn, do joav et Dolljökkes, Vijölkes on Jeseetches, di emmer mi'e wu'edte on sesch sellev si'ende. Peapermint vör Ti'e stung en en Hött. Öleker van Pooschbloome hodd mi Modder jesatt, di m'r jeschenk kräje hodde. Enne Bekennde, dä 1943 als Zaldat en enne Bombe-Urlaub op Besöök koam, hodd jesait, wi hä jing: „Esch hann ösch e paar Pooschbloome-ölleker mötbrait. Di pott ör maar en d'r Jaad, domöt ör allens an mesch denke dot. Esch komm net mi'e wi'er“. Kott drop es hä in Rußland jevalle.

Di Bloome hant bös en di 60er Johre an de selve Stell jestange. On wänn esch hüüt em Vröjoar Pooschbloome senn, dann denk esch döxs an dä Minsch, dä mi Modder di Bloomeölleker jeschenk hat.

IMPRESSUM

Herausgeber:

Hochschule Niederrhein
Kompetenzzentrum „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung - REAL“
Sigrid Verleysdonk-Simons (v.i.S.d.P.)

Anschrift:

Hochschule Niederrhein, Fachbereich Sozialwesen

Redaktion Zwischentöne

Sigrid Verleysdonk-Simons
Richard-Wagner-Str. 101
41065 Mönchengladbach
t 02161 - 186 5637 - 5661
f 02161 - 1865660
zwischenstoene@hs-niederrhein.de

Redaktion:

Elise Donder, Walter Elschenbroich, Gertrud Grins, Josée Hümpel-Langen,
Engelbert Kerkhoff, Georg Nowak, Elke Roob, Karl-Heinz Thifessen,
Sigrid Verleysdonk-Simons

Layout:

Albert Verleysdonk
Titelfoto: CC0, pixabay.de

Auflage:

2000 Stück

Nächster Redaktionsschluss:

Dezember 2016

Nächste Ausgabe:

Februar 2017

Anzeigen:

Infos unter 02161 - 1865661

Namentlich gekennzeichnete Beiträge erscheinen unter ausschließlicher Verantwortung der Autoren. Für unaufgefordert eingesendete Beiträge und Bildmaterial übernehmen wir keine Haftung.





Schriften des Kompetenzzentrums Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung – REAL

Band 3

Der zielfreie Weg Spiritualität des Älterwerdens

ISBN 978-3-933493-36-1, 158 Seiten, 10,00 €

Band 4

Was erhält Menschen gesund? Physische, psychische und soziale Faktoren von Gesundheit

ISBN 978-3-933493-42-2, 183 Seiten, 10,00 €

Beide Bände sind über den Buchhandel oder direkt im FAUST-Büro erhältlich. Studierende und Gasthörer können die Bücher zum Preis von 7,00 € im FAUST-Büro (Tel.: 02161 / 1865661) erwerben.

Kauf und Bezahlung im FAUST-Büro an der Hochschule:

Beim Kauf der Bücher im FAUST-Büro erfolgt die Bezahlung in bar über den Kassenautomaten am Infopoint. Bitte beachten Sie, dass die Bezahlung über „**Sonstige Gebühren**“ erfolgt und der Verwendungszweck „**Faust Buch**“ ist.

ZwischenTöne auch im Internet:
www.hs-niederrhein.de/fb06/zwischentoene

ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Fachbereich Sozialwesen, Kompetenzzentrum
„Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“
Hochschule Niederrhein

